

BRIEFE

ROSA LOAENBURG

ndt

46

6-
K

Private
Property

BARD

Annandale

LIBRARY

N.Y. 12504

ROSA LUXEMBURG

BRIEFE AN FREUNDE

nach dem von Luise Kautsky fertig gestellten Manuskript

herausgegeben von Benedikt Kautsky

ZÜRICH
BÜCHERGILDE GUTENBERG
1950

deren Widmung die tiefe Verbundenheit an die tote Freundin bezeugt. Ich konnte nicht feststellen, aus welcher Zeit die wenigen Seiten stammen; ich vermute, daß sie etwa um dieselbe Zeit entstanden sind wie die Biographie Rosas, also Ende der Zwanziger Jahre in Wien; es wäre jedoch auch möglich, daß sie in einer späteren Zeit niedergeschrieben wurden.

Bei der Beurteilung der vorliegenden Ausgabe erscheint es mir nicht unwichtig zu erwähnen, daß mir mit Ausnahme der an Gertrud Zlottko gerichteten Briefe nur Abschriften zur Verfügung standen, da es sich, wie erwähnt, um ein druckfertiges Manuskript handelte. Ein Vergleich dieser Kopien mit den Originalen war mir jetzt nicht mehr möglich. Soweit ich mich entsinnen und aus Korrekturen meiner Mutter an manchen Abschriften schließen kann, dürften ihr seinerzeit die Originale wenigstens zum größten Teil vorgelegen haben; mit Sicherheit weiß ich es von den Briefen an Hans Diefenbach. Dagegen nehme ich an, daß dies bei den Briefen an Konrad Haenisch nicht der Fall war, da dieser die Korrekturen eigenhändig durchführte. Ich habe selbstverständlich keinerlei Veränderungen an den mir vorliegenden Texten vorgenommen; soweit in den Briefen Namen nur mit den Anfangsbuchstaben gekennzeichnet werden, ist dies von den Briefempfängern selbst durchgeführt worden. Ich habe keine Veranlassung zu irgendwelchen Änderungen empfunden, ja ich bin sogar in einem Falle (Brief Nr. 4 an Mathilde Wurm) über den Wunsch der verstorbenen Empfängerin hinweggegangen, mit Rücksicht auf eine Reihe damals noch lebender Persönlichkeiten seine Veröffentlichung zu unterlassen. Ich halte aber gerade diesen Brief für so charakteristisch für seine Verfasserin, daß ich das Unterbleiben des Abdrucks als empfindliche Lücke ansehen würde.

Da mir die Brieforiginale nicht vorliegen, bin ich nicht imstande die Zusammenhänge in dem poetischen Briefwechsel um die Kognakkirschen (S. 145) eindeutig klarzulegen. Ich

bemerken, wie sehr Rosa Luxemburg bestrebt war, sich auf die Person des Empfängers einzustellen, und das hieß bei ihr, die eine geborene Lehrerin und Führerin war, daß sie versuchte, den Briefempfänger zu einem von ihr gewünschten Ziele hinzulenken. Sie trachtet den meisten von ihnen die von ihr selbst geliebten Bücher nahe zu bringen, sie treibt sie an, zu botanisieren oder zu malen, sie will sie dazu veranlassen, die Welt und die politischen Ereignisse in dem Lichte zu betrachten, in dem sie sie selbst sieht, aber sie versucht es bei jedem Briefempfänger mit anderen Wendungen und mit einer anderen Einstellung und macht es auf diese Weise verständlich, wie sie, die hier den Einzelnen zu gewinnen strebte, durch ihre Artikel und mehr noch durch ihre Reden auf die Massen zu wirken verstand.

Es ist nicht der Zweck dieses Vorwortes, die historische Stellung Rosa Luxemburgs darzulegen, das geschieht in der beigefügten biographischen Skizze.

Mit Ausnahme von Camille *Huysmans* und vielleicht auch Gertrud *Zlottko* sind alle Adressaten tot. Camille *Huysmans* brauche ich der lebenden Generation kaum vorzustellen, da er als führende politische Persönlichkeit seiner belgischen Heimat in weitesten Kreisen bekannt ist. Langjähriger Sekretär der Zweiten Internationale, durchlief er nach dem ersten Weltkrieg eine erfolgreiche politische Laufbahn, die ihn an die wichtigsten Positionen stellte: Bürgermeister der unter seiner Verwaltung gewaltig aufblühenden Hafenstadt Antwerpen, mehrmaliger Erziehungsminister und schließlich auch Ministerpräsident in einer der schwierigsten Situationen nach dem zweiten Weltkriege — das sind die wichtigsten Stationen eines langen, dem Dienste der Arbeiterbewegung gewidmeten Lebens.

Von Gertrud *Zlottko* weiß ich seit langen Jahren nichts mehr. Sie trat als *Hausgehilfin* in den Dienst Rosa Luxemburgs, wahrscheinlich im Jahre 1911 oder 1912 und wußte sich

der süddeutschen demokratischen Volkspartei kommend, bereits im Jahre 1883 bei. Er wurde eines der führenden Mitglieder im Land Baden, dessen Landtag er ebenso wie dem Reichstag lange Jahre angehörte. Im Gegensatz zu der in Baden herrschenden Richtung, wie sie namentlich Ludwig Frank vertrat, stand er immer auf dem linken Flügel und schloß vertraglich der USP sofort bei ihrer Gründung an. Er war ein außerordentlich fruchtbarer Journalist.

Hans Diefenbach zählte zu den intimsten Freunden Rosa Luxemburgs. 1884 in Stuttgart geboren, kam der aus gut demokratischer Umgebung stammende Medizinstudent in München in die Umgebung von Frau Adams Hope-Lehmann, die gleich bedeutend als Sozialistin wie als Ärztin war. Männer wie August Bebel und mein Vater wußten ihren Umgang zu schätzen, und es ist kein Wunder, daß sie einen starken Einfluß auf den allem Geistigen aufgeschlossenen Jüngling ausübt. In ihrer Umgebung wurde er zum Sozialisten. Während seines Aufenthalts in Berlin kam er sowohl mit der Familie Kautsky wie mit Rosa Luxemburg in enge Fühlung; so wenig er in seiner Bescheidenheit seine Person in den Vordergrund drängte, so selbstverständlich setzte sie sich überall durch. Er besaß eine umfassende literarische und musikalische Bildung und einen erlesenen Geschmack; begabt mit einem feinen, ein wenig sarkastischen Humor, war er von einer unübertrefflichen Güte und Hilfsbereitschaft, aus der sein Bekenntnis zum Sozialismus und sein politisches Interesse entsprangen, und er kannte keine größere Freude, als daß er, der aus behaglichen materiellen Verhältnissen stammte, andern helfen konnte. Der Härte des Lebens stand er ein wenig hilflos gegenüber; der Ausbruch des Krieges im Jahre 1914 mit seinen Begleiterscheinungen, besonders mit dem überbordenden Nationalismus, traf ihn bis ins Innerste und die einzige Möglichkeit, ihn zu ertragen, fand er in seiner ärztlichen Tätigkeit, die er im besetzten Frankreich unterschiedslos Soldaten und

Zivilisten widmete; man konnte bei ihm nicht von „Freund und Feind“ sprechen. In Ausübung dieses Dienstes zerriß ihn in der Nacht vom 24. auf den 25. Oktober 1917 eine Granate. Was er für Rosa Luxemburg bedeutete, was beide sich gegenseitig zu geben hatten, lassen ihre Briefe an ihn besser erkennen, als es eine Darlegung aus meiner Feder vermöchte.

Während meine Mutter über Hans Diefenbach in ihrem Gedenkbuch ausführlich berichtet hat, weiß die Öffentlichkeit über die Empfängerin der zweitstärksten Gruppe der in diesem Band veröffentlichten Briefe so gut wie nichts.

Deshalb erachte ich es für eine Ehrenpflicht, an dieser Stelle Marta Rosenbaums ausführlicher zu gedenken. Freilich entsprach es dem bescheidenen Wesen der Frau, daß sie sich nie in den Vordergrund drängte, ja daß es ihr fast ein Bedürfnis war, im Verborgenen zu wirken. Sie stammte aus einer sehr wohlhabenden Umgebung. Ihr feingebildeter, aber unpolitischer Mann stand ihrem Interesse für politische Fragen völlig fern; das hinderte sie nicht, ihre eigenen Wege zu gehen. Durch ihren Vetter Kurt Rosenfeld wurde sie der Sozialdemokratie nahe und mit Rosa Luxemburg persönlich in Verbindung gebracht. Wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, dürfte sie einem kleinen privaten Kurs angehört haben, den Rosa Luxemburg 1913 auf Bitten Kurt Rosenfelds über nationalökonomische Fragen hielt und an dem meine Mutter und ich teilnahmen.¹ Anscheinend ist sie jedoch Rosa damals noch nicht näher getreten. Das tat sie erst, als sie ihr gegenüber die Rolle zu spielen vermochte, die ihr Bedürfnis und Verpflichtung war: zu helfen. Marta Rosenbaum machte von den reichen Mitteln, über die sie dank der Großzügigkeit ihres Gatten verfügen konnte, in ebenso warmherziger wie kluger Weise Gebrauch. Sie stellte sich stets zur Verfügung, wenn es galt, in Not geratene Parteigenossen zu unterstützen

¹ Rosa schreibt über diesen Kurs an meine Mutter (Brief 71) in „Briefe an Karl und Luise Kautsky“.

werden zweifellos manche gewichtige Bemerkung enthalten haben. Aber selbst intime Freunde des Hauses erfuhren es kaum, daß sie einmal verhaftet wurde. Gerade diese stille, unaufdringliche Art machte sie für die konspirative Arbeit, die Zensur und Militärwillkür während des ersten Weltkrieges erzwang, besonders geeignet. Es ist ein bitteres Gefühl zu wissen, daß diese Frau, deren Leben stets nur anderen gewidmet war, im fremden Lande sterben mußte. Bald nach Hitlers Machtantritt hatte sie „aus rassischen Gründen“ Deutschland zu verlassen und suchte zunächst in der Schweiz Zuflucht. Sie hatte das Bestreben, nach Wien zu übersiedeln, wo sie Verwandte hatte. Aber kaum war es ihr gelückt, in Wien ein Heim zu finden, als 1938 der Einbruch Hitlers sie zur neuerlichen Flucht nach Zürich zwang. Hier ist sie einsam im Jahre 1940 in ihrem 73. Lebensjahr gestorben.

Von den übrigen Personen, die im Briefwechsel öfters erwähnt werden, seien hier noch einige angeführt. In den Briefen an Marta Rosenbaum ist oft von Kurt — auch Kurtchen genannt — die Rede, es ist dies der Vetter Marta Rosenbaums, Kurt *Rosenfeld*. Ich glaube auch annehmen zu dürfen, daß der Spitzname „Veilchen“ auf ihn gemünzt ist. Auch seine Frau Alice erscheint einige Male unter den Personen, nach denen sich Rosa erkundigt, und die sie grüßen läßt. Dasselbe gilt für Margarete *Wengels*, der Frau von Robert Wengels, der langjähriger Besitzer im Parteivorstand war. Seine Frau war ebenso eifrig in der Partei tätig wie er, und zwar hauptsächlich in der Frauenbewegung. Beide schlossen sich der USP an. Der in einem Brief an Haenisch (Seite 27) angeführte *Gewehr* war Parteiredakteur in Elberfeld und eine der wichtigsten Persönlichkeiten der Sozialdemokratie in dem so schwer zu bearbeitenden Gebiet an Ruhr und Niederrhein. Er starb bereits vor 1914.

Mathilde *Jacob*, die von Rosa häufig erwähnt wird, stand ihr persönlich nahe und besorgte die Geschäfte einer Privat-

Was Sie mir über die jüngsten „Ratschlüsse“ mitteilen, ist ja direkt kläglich, aber das sind eben die Früchte der „Ermattungsstrategie“, hoffentlich wird die jetzige Diskussion und die Fortsetzung in Magdeburg unsere Freunde aufrütteln und ihre Wachsamkeit gegenüber den „Instanzen“ aufstacheln. Ich halte es jedenfalls für meine Parteipflicht, jetzt mit rücksichtsloser Offenheit vorzugehen. Daß K. K.¹ sich soweit hineinreitet, immer tiefer in die Patsche, ist eine für den Radikalismus sehr peinliche Sache. Aber auch dabei wird vielleicht der Gewinn herausspringen, daß unsere Leute lernen werden, selbst mehr zu denken und weniger auf Autoritäten zu schwören und nachzubeten.

Mit der „Republik“ ist dem K. K. ein merkwürdiger Schwupper passiert:

Jener „Passus“ über die Republik, den er nicht aufnehmen wollte, ist nun als selbständiger Artikel („Zeit der Aussaat“) in der Breslauer, Dortmunder und vielleicht in einem Dutzend Blätter erschienen! Und jetzt wirft mir K. vor, ich hätte „selbst auf ihn verzichtet“!

Klara Z.² kommt heute her. Ihren Brief habe ich ihr zur Information geschickt.

N. B. Kennen Sie meine Broschüre über den Massenstreik (1906)? Sie behandelt *genau* alle die Fragen, die K. K. jetzt aufwirft. Es stellt sich heraus, daß selbst unsere *Besten* die Lehren der russischen Revolution tatsächlich garnicht verdaut haben. Ich hielte es für sehr nützlich, daß diese Broschüre jetzt mehr verbreitet würde, jetzt ist vielleicht der Boden mehr vorbereitet zur Aufnahme. Wie wäre es, wenn Sie in Ihrer wissenschaftlichen Beilage die Broschüre, die ja kurz ist, in einigen Folgen abdrucken? Ich denke, die Hamburger könnten doch nichts dagegen haben.

Über die Gewehr-Sache wird Ihnen Klara besser Bescheid geben. Ich glaube an keine „Verständigung“. Man will den

¹ Karl Kautsky. — ² Zetkin. B. K.

nicht vorgehen. Meine „Moral“ bedarf keiner Verteidigung. Sie müssen doch bemerkt haben, daß ich, seit ich in der deutschen Partei bin, seit 1898, unaufhörlich, namentlich im Süden, in gemeinster Weise *persönlich* beschimpft werde und doch *nie* eine Zeile oder ein Wort darauf geantwortet habe. Schweigende Verachtung ist alles, was ich darauf habe. Und zwar — abgesehen von persönlichem Stolz — aus der einfachen *politischen* Rücksicht, daß alle diese persönlichen Be- schimpfungen lediglich Manöver sind, um von der politischen Streitsache abzulenken. Es war klar vor Jena, daß dem Vor- stand, der in der Patsche saß, nichts andres übrig blieb, als auf das „moralisch“-persönliche Gebiet den Streit hinüber- zu spielen. Ebenso klar war es, daß jeder, dem *die Sache* wich- tig war, dieses Manöver kontravenieren, sich auf das persö- nliche Gebiet *nicht* verlocken lassen durfte. Das taten Sie aber gerade, indem Sie den ganzen Streit auf *meine Person* kon- zentrierten und sachlich meine Position preisgaben. Selbst- verständlich haben Sie nicht die Pflicht, in jedem Punkt mit mir einer Meinung zu sein und es ist Ihr gutes Recht, Ihre divergierende Meinung offen zu vertreten. Aber deshalb müs- sen Sie's nicht in eine „Verteidigung“ meiner Person kleiden, denn eine solche „Verteidigung“ schadet einem zehnmal mehr als ein offener Angriff. Sie sind sich wohl absolut nicht des Eindrucks bewußt gewesen, den Ihr Artikel machte: ein tränen- reiches und edelmüdiges Plädoyer auf mildernde Umstände für eine zum Tode Verurteilte — genug, um aus der Haut zu fahren, wenn man in einer so wichtigen und so günstigen politischen Kampfposition ist, wie ich in Jena. Sie müssen eben nicht jedes drohende Gemunkel von „unterrichteter Seite“ . . . so tragisch nehmen und vor allem nie politische Fragen in persönlich-sentimentale verwandeln. Wenn die Re- visionisten dies gegen uns tun, so wissen sie wohl warum. Wenn aber *unsere* Leute ihnen auf das Glatteis folgen, so ist es zu dumm.

Von Ihrem liebenswürdigen Anerbieten, mich mit Zeitungen, die N. Z. etc. zu versehen, werde ich den ausgiebigsten Gebrauch machen, doch erst, wenn ich das neue Domizil bezogen habe. Hierher etwas zu schicken ist zwecklos. Über Ihre gründliche Besserung, lieber Embo, freue ich mich herzlich, halten Sie sich nur tapfer weiter und überarbeiten Sie sich nicht, vor allem lassen Sie sich von nichts deprimieren. Die Revolution ist großartig, alles andere ist Quark! Mit vielen herzl. Grüßen für Euch beide, auch für Arthur,

bleibe ich Eure

Rosa.

4.

Wronke, 28. 12. 16.

Meine liebe Tilde!

Ich will Deinen Weihnachtbrief gleich beantworten, so lange ich noch in dem frischen Zorn bin, den er in mir erregt hat. Ja, Dein Brief hat mich fuchsteufelswild gemacht, weil er mir, so kurz er ist, in jeder Zeile zeigt, wie sehr Du wieder ganz im Bann Deines Milieus stehst. Dieser heulmeierische Ton, dieses Ach und Weh über die „Enttäuschungen“, die Ihr erlebt habt — angeblich an Anderen, statt nur selbst in den Spiegel zu blicken, um der Menschheit ganzen Jammer in treffendstem Konterfei zu erblicken! Und „wir“ bedeutet jetzt in Deinem Munde Deine sumpfige Froschgesellschaft, während es Dir früher, wenn Du mit mir zusammenwarst, meine Gesellschaft bedeutete. Dann wart, ich werde Dich per „Ihr“ behandeln.

Ihr seid mir „zu wenig draufgeherisch“, meinst Du melancholisch. „Zu wenig“ ist gut! Ihr seid überhaupt nicht „geherisch“ sondern „kriegerisch“. Es ist nicht ein Unterschied des Grades, sondern der Wesenheit. „Ihr“ seid überhaupt

eine andere zoologische Gattung als ich, und nie war mir euer griesgrämiges, sauertöpfisches, feiges und halbes Wesen so fremd, so verhaßt, wie jetzt. Das „Draufgängertum“ würde euch schon passen, meinst Du, bloß wird man dafür ins Loch gesteckt und „nutzt dann wenig“. Ach, Ihr elende Klein-Krämerseelen, die Ihr bereit waret, auch ein bißchen „Heldentum“ feilzubieten, aber nur „gegen bar“, und sei es um verschimmelte drei Kupferpfennige, aber man soll gleich einen „Nutzen“ auf dem Ladentisch sehen. Und das einfache Wort des ehrlichen und geraden Menschen: „Hier steh ich, ich kann nicht anders, Gott helf mir“, ist für euch nicht gesprochen. Ein Glück, daß die bisherige Weltgeschichte nicht von Euersgleichen gemacht war, sonst hätten wir keine Reformation und säßen wohl noch im ancien régime. Was mich anbelangt, so bin ich in der letzten Zeit, wenn ich schon nie weich war, hart geworden wie geschliffener Stahl und werde nunmehr weder politisch noch im persönlichen Umgang auch die geringste Konzession machen. Wenn ich mich nur an die Galerie Deiner Helden erinnere, so ergreift mich der Katzenjammer: der süße Haase, der Dittmann mit dem schönen Bart und den schönen Reichstagsreden, der schwankende Hirte Kautsky, dem Dein Embo natürlich treu durch alle Höhen und Tiefen folgt, der herrliche Arthur,¹ — ah, je n'en finira!² Ich schwöre Dir: lieber sitze ich jahrelang — ich sage nicht hier, wo ich's nach allem wie im Himmelreich habe, sondern lieber in der Spelunke am Alexanderplatz, wo ich in der 11 cbm großen Zelle, morgens und abends ohne Licht, eingeklemmt zwischen das C (aber ohne W) und die eiserne Pritsche, meinen Mörike deklamierte, als mit Euren Helden zusammen mit Verlaub zu sagen „kämpfen“, oder überhaupt zu tun haben! Dann schon lieber Graf Westarp, — und nicht deshalb, weil er von meinen „mandelförmigen Samtaugen“ im Reichstag redete, sondern weil er ein *Man* ist. Ich sage

¹ Stadthagen. B. K. — ² Ich finde kein Ende. B. K.

Dir, sobald ich wieder die Nase hinausstecken kann, werde ich Eure Froschgesellschaft jagen und hetzen mit Trompetenschall, Peitschengeknall und Bluthunden, — wie Penthesilea, wollte ich sagen, aber Ihr seid bei Gott keine Achilleus. Hast Du jetzt genug zum Neujahrsgruß? Dann sieh, daß Du Mensch bleibst. Mensch sein ist vor allem die Hauptsache. Und das heißt: fest und klar und heiter sein, ja heiter trotz alledem und alledem, denn das Heulen ist Geschäft der Schwäche. Mensch sein, heißt sein ganzes Leben „auf des Schicksals großer Wage“ freudig hinwerfen, wenn's sein muß, sich zugleich aber an jedem hellen Tag und jeder schönen Wolke freuen, ach, ich weiß keine Rezepte zu schreiben, wie man Mensch sein soll, ich weiß nur, wie man's *ist*, und Du wußtest es auch immer, wenn wir einige Stunden zusammen im Süder Feld spazieren gingen und auf dem Getreide roter Abendschein lag. Die Welt ist so schön bei allem Graus und wäre noch schöner, wenn es keine Schwächlinge und Feiglinge auf ihr gäbe. Komm, Du kriegst doch noch einen Kuß, weil Du doch ein ehrlicher kleiner Kerl bist. Prosit Neujahr!

R.

5.

Wronke i. P. Festung. 16. 2. 17.
(Sende Deine Briefe direkt hierher
verschlossen und ohne Aufschrift
„Kriegsgefangenenbrief“).

Meine liebe Tilde! Brief, Karte und Keks erhalten, — besten Dank. Sei ruhig, trotzdem Du mir so tapfer pariert hast und mir sogar Fehde ansagst, bleibe ich Dir so gut als ich war. Daß Du mich „bekämpfen“ willst, habe ich lächeln müssen. Mädchen, ich sitze fest im Sattel, mich hat noch keiner in den Sand gestreckt; auf den, der's kann, bin ich neugierig. Ich mußte aber noch aus einem andern Grunde lächeln: weil

die Neger in Afrika, mit deren Körper die Europäer Fangball spielen, ebenso nahe. Weißt Du noch die Worte auf dem Werke des Großen Generalstabs über den Trothaschen Feldzug in der Kalahari: „ . . . Und das Röcheln der Sterbenden, der Wahnsinnsschrei der Verdurstenden verhallten in der erhabenen Stille der Unendlichkeit.“ O diese „erhabene Stille der Unendlichkeit“, in der so viele Schreie ungehört verhallen, sie klingt in mir so stark, daß ich keinen Sonderwinkel im Herzen für das Ghetto habe: ich fühle mich in der ganzen Welt zu Hause, wo es Wolken und Vögel und Menschentränen gibt.

Gestern Abend gab es wunderschöne rosige Wolken über meiner Festungsmauer. Ich stand vor meinem vergitterten Fenster und rezitierte für mich mein Lieblingsgedicht von Mörike:

In ein freundliches Städtchen tret ich ein,
In den Straßen liegt roter Abendschein,
Aus einem offenen Fenster eben,
Über den reichsten Blumenflor
Hinweg, hört man Goldglockentöne schwelen,
Und eine Menschenstimme scheint ein Nachtigallendor,
Daß die Blumen beben,
Daß die Düfte leben,
Daß in höherem Rot die Rosen leuchten vor.
Lang hielt ich staunend, lustbeklommen,
Wie ich hinaus vors Thor gekommen,
Ich weiß es selber wahrlich nicht.
Und hier — wie liegt die Welt so licht!
Der Himmel wogt in purpurnem Gewühle,
Rückwärts die Stadt in goldenem Rauch.
Wie rauscht der Erlenbach?
Wie rauscht im Grund die Mühle?
Ich bin wie trunken, irregeföhrt.

Breslau, 8. 9. 17.
Kommandantur.

Meine liebe Tilde!

Dein avisiertes Paketchen habe ich noch nicht erhalten, wollte Dir aber gerade schon schreiben, als Deine Karte kam. Vielen Dank für Deine Nachrichten und für den „Hyperion“, der mich hier als die erste Sendung begrüßt hat. Ich habe Dir von meinem hiesigen Aufenthalt nichts besonders Erfreuliches zu berichten. Das Schlimmste ist, daß mit Besuchen Schwierigkeiten vorliegen. Daß ich mich herzlich freuen würde, Dich hier zu sehen, brauche ich Dir wohl nicht erst zu versichern. Allein, ich habe sehr wenig Hoffnung, ob das zustande kommt, bis jetzt wenigstens habe ich noch keinen Besuch von Berlin gehabt. Jedenfalls bedauere ich sehr, daß Du Dich erst jetzt dazu entschließen willst, zu mir zu kommen. In Wronke, wo ohne alle Schwierigkeiten Besuche bewilligt wurden, hättest Du an dem rein ländlichen Aufenthalt, der Stille und der schönen Luft Freude gehabt und einige Tage dort hätten Dir Erholung gebracht; hier in der Stadt ist das natürlich anders und auch hier drin im Gefängnis ist es anders. Immerhin machen wir nachher den Versuch; Du wirst wohl von Mathilde Jacob erfahren, ob und wann mir endlich Besuche bewilligt werden. Ich freute mich sehr zu hören, daß Du Dir den Mörike angeschafft hast. Daß Du Dich in ihm vorerst nicht zurechtfinden kannst, wundert mich gar nicht: man muß¹ in ihm wie

Hochgebirge, einen Bergführer
selbst die schönsten intimen
herausfinden. In dem ganzen

¹ Die folgenden Zeilen wurden von der Zensur verstümmelt.

den sich nämlich unter einen
von mittelmäßigen und sogar
Gedichten etwa ein Du
die sogar über Goethe gehen
allein sind wert, immer
zu werden. Ich will sie Dir
Ein Stündlein wohl vor Tag
Fußreise, Mein Fluß, Der Gärt
Feuerreiter, Gesang Weylas, Deu
Um Mitternacht, Auf einer W
Der Genesene an die Hoffnung, Häusliche Szene, Der a
Ich habe alle diese Gedichte
durch Wolfsche Musik-
zu himmlischen Liedern kom
und verstehen gelernt. (außer der beiden legten, die nur
Lies sie
auf einmal nur
ob mir dann
habe ich mich noch nicht hineinfinden können — mir liegt
die ganze romantische Schule sehr fern — werde's mir aber
nicht verdrücken lassen, weiter zu versuchen. Momentan lese
ich Jean Christoph von Romain Rolland. Kennst Du ihn?
Dein Artikel über Klara verriet sehr, mit welcher Liebe und
Freude Du ihn geschrieben hastest, ich las ihn natürlich so-
fort mit Befriedigung und war Dir „im Geiste“ nahe. Von
Luise Z. erhielt ich gelegentlich eine schwungvolle Huldig-
ung wegen meiner „Überzeugungstreue“. Ich mußte an jene
erste Frauensitzung nach Ausbruch des Krieges denken, in
der Du allein zu mir standest, weißt Du noch? . . . Daß
Stockholm wieder ein Humbug sein würde, erwartete ich
vom ersten Moment an. Hattest Du etwas anderes erwartet? . . .

wie mir überhaupt Hölderlin wesensfremd ist. Es kann aber sein, daß ich einmal plötzlich den Weg zu ihm finde. Solches ist mir schon mehrmals passiert. So habe ich z. B. heute den Simplicius Simplicissimus von Grimmelshausen beendet, den ich schon — in der schönen Ausgabe bei Alb. Langen — seit Jahren besitze, ohne daß ich früher an ihm Geschmack gefunden hätte. Es ist ein starkes und großes Zeitgemälde aus dem 30-jährigen Krieg, ein Bild der damaligen gesellschaftlichen Verwilderung in Deutschland, von erschütternder Wirkung. Ich rate es Dir jedoch nicht etwa jetzt zu lesen: es würde Dich vielleicht sehr niederdrücken. Ich habe es jetzt in einem Zug ausgelesen, nur um mich zu betäuben und abzulenken, da mich ein schwerer Schlag getroffen: Hans Diefenbach ist gefallen. Ich weiß, daß das Leben weiter geht, daß man weiter fest und mutig und sogar heiter bleiben muß, ich weiß alles — — ich werde schon allein mit allem fertig werden, nur reden mag ich nicht darüber.

Sag mal, hast Du den „Narr in Christo“ von Gerhard Hauptmann gelesen, um den ich Dich schon einmal interpelliert habe? Antworte darauf unbedingt; wenn Du ihn noch nicht kennst, so schicke ich ihn Dir sofort. Das mußt Du lesen, denn dieses Buch wird Dich geistig erfrischen wie eine Hochgebirgstour.

Von der Margarete Wengels erhielt ich vor längerer Zeit einen herzlichen Brief, der mich sehr erfreut hatte. Ich hätte ihr so gerne wiedergeschrieben, wenn ich's nur könnte. Ich tue es bei der nächsten Möglichkeit. Grüße sie inzwischen von mir vielmals.

Um die Russen bangt mein Herz sehr, ich erhoffe leider keinen Sieg der Leninisten, aber immerhin — ein solcher Untergang ist mir doch lieber als „Lebenbleiben für das Vaterland“ . . .

Leb nun wohl, mein liebes Mädchen, hoffentlich sehe ich Dich nächstens hier. Bleib munter und tapfer. Es wird schon

alles anders und besser, wenn die Zeit dafür kommt. In Conrad Ferdinand Meyers „Hutten“ heißt es an einer Stelle: „Das größte thut nur, wer nicht anders kann“ . . . Also warten wir ab.

Kuß und Händedruck!

Deine Rosa.

Wenn Du mir wieder was schickst, dann nur als Wertpaket oder per Nachnahme. Es gehen auch zu viel Pakete verloren. Neulich wieder Eins von Klara. Für Mörikes Briefe vielen Dank, ich lese sie mit Vergnügen.

10.

Postkarte.

Poststempel Breslau 2. 12. 17.

Kommandantur, Abt. II d, Karlsstr.

Mein liebes Tildchen, vielen herzlichen Dank für Brod und Brief! Beide haben mich mannigfach erfreut und erquikt. Nun hoffe ich aber, Dich bald endlich zu sehen und mit Dir plaudern zu können. Um Weihnachten besucht mich alljährlich in allen Gefängnissen Mat. Jacob, das gehört schon so zur Tradition. Könntest Du nicht etwas früher hier sein — etwa am 14., 15.? Das wäre sehr lieb, denn auch für mich ist natürlich am schönsten, wenn sich meine lieben Besuche ein wenig vertheilen. So hätte ich Dich hier etwa schon in 2 Wochen und dann zu Feiertagen Deine Namenschwester, die andere Mathilde. Schreibe mir gleich, ob das geht und wann ich Dich erwarten darf, Du mußt auch die Kommandantur rechtzeitig benachrichtigen, wann Du hier zu kommen gedenkst. Antworte rasch!

Herzl. Gruß Dir und E.!

Deine R.

Erweise mir einen Gefallen: erfahre wieviel kostet die Ausgabe von Jon. Swift bei Erich Reiß, Berlin und ob sie eine biographische Einleitung hat.

Vergiß bei alledem nicht, daß die Hauptwirkung und das Hauptsächlichste P.'s nicht in den Spitzfindigkeiten seiner falschen Theorie über Warenaustausch und Geld liegt, sondern in dem Hinlenken der Arbeiterbewegung auf rein ökonomische Abhilfemittel, statt auf politischen Kampf um die Eroberung der Staatsgewalt. Und vergiß — nochmals! — bei alledem nicht die historische Perspektive, die den Proudhon wie den Louis Blanc, wie alle die ökonomischen Richtungen als begreifliche Reaktion nach der Enttäuschung mit der großen Fr. Rev. und der Jacobinerherrschaft erscheinen läßt. Erst der Marxismus hat das richtige Verhältnis zwischen Ökonomie und Politik hergestellt — (mit dem glänzenden Resultat, das wir heute erleben . . .).

Anlage zum Brief vom Januar 1918.
Kommandantur Breslau
Abt. II d. Nr. 27206.

Breslau, 17. November 17.

An Frau Mathilde Wurm

Berlin W 35, Steglitzerstraße 45.

Der von Ihnen für Dezember erbetene Besuch der in militärischer Sicherheitshaft befindlichen Frau Dr. Rosa Luxemburg wird Ihnen diesseits in der Weise bewilligt, daß Sie dieselbe an drei verschiedenen Tagen des Monats Dezember bis zur Dauer von 30 Minuten unter Aufsicht sprechen dürfen.

Hierbei wird aber bemerkt, daß z. Z. bis einschließlich 12. 12. 17 gegen Frau Dr. Luxemburg eine gegen sie erkannte rechtskräftige Gefängnisstrafe vollstreckt wird. Ob Sie hierauf zum Besuch nach den Bestimmungen der Gefängnisordnung vorgelassen werden können, darüber wollen Sie sich Auskunft von Herrn Direktor des Kgl. Polizei- und Strafgefängnisses in Breslau, Kletschkastr., erbitten.

i. V.
Unleserlich. Generalleutnant.

22. 4. 18.

Meine liebe Tilde! Gerade als ich Dir schreiben wollte, kam Dein Körbchen. Hab vielen Dank für Deine letzte Sendung und Brief. Das Brot war famos und die Bücher auch. Du weißt gar nicht, welches Juwel Du mir geschickt hast: „Wilhelm Meisters theatricalische Sendung“ ist ja die Urfassung der „Lehrjahre“, die unter den Goethe-Philologen lange gesucht und dann für verloren gehalten wurde, bis sie ganz zufällig vor 7 Jahren in Zürch aufgefunden wurde, in handschriftlicher Abschrift einer alten Freundin Goethes aus dem Lavaterschen Kreise, Barbara Schultheß. Der Fund hat seinerzeit das größte Aufsehen gemacht; es ist ja das Werk Goethes vor der italienischen Reise, während die „Lehrjahre“ bereits nach derselben, u. z. nach 20 jähriger Umarbeitung zu Stande gekommen sind. Du kannst Dir also denken, daß mich die Sache interessierte. — Was Du aus dem Umstand schließen sollst, daß man den „Wilhelm Meister“ gar nicht zu kaufen kriegt? Sehr einfach: er wird vom Publikum eben gar nicht gelesen und deshalb nicht mehr separat verlegt; nur Bibliophilen und Gothespezialisten können ihn noch verkraften. Mir geht das breit-geheimrätsliche auch ziemlich auf die Nerven. Das botanische Büchlein Deines Mannes hat mich sehr erfreut. Es ist ja eine populäre Arbeit, in der mir natürlich sehr wenig neu war. Aber die Darlegung und die allgemeine Richtung sind so vortrefflich, daß ich es mit großem Genuß gelesen habe und gerne mehr von der Sorte sehen würde. Meine Influenza ist noch immer nicht völlig überwunden, aber ich ignoriere sie nach Kräften. Umso mehr freut es mich, daß Du schon wieder in voller Tätigkeit bist.

Zwar, wenn ich mir vorstelle, ich müßte jetzt an dieser Organisations-Tretmühle mittraben, — mir graut und ich glaube ich brächte es nicht über mich . . . Ich habe allen

Respekt vor Ameisen und passe hier bei meinem „Spaziergang“ in dem wüsten Hof unten sorgsam auf, daß ich keine zertrete oder in ihrer emsigen Bautätigkeit störe, aber — — in Zeiten wie die jetzigen habe ich nur noch Sinn für Grundgewalten, die „mit Pelion und mit Ossa als mit Bällen schlagen“ und ich hoffe: sie werden's tun!

Es ist jetzt wieder so schön draußen. Ich höre, daß auch der Flieder schon blüht. Hoffentlich genießt Du den Frühling so weit wie möglich. Ich umarme Dich kräftig

Deine Rosa.

16.

Postkarte. 21. 5. 18.

Meine liebe Tilde! Vielen Dank für Deine Grußkarte aus Frankenthal. Es freut mich, daß Du frischen Mutes bist. Ich höre, Du hast Klara gesehen und warte auf Deinen Bericht. Meinen Brief vom 23. 4. hast Du wohl erhalten. Wenn Fr. Jacob Dir „Die Lebensgeheimnisse der Pflanzen“ gibt, so schicke sie mir *nicht*, sondern behalte sie mit meinem Dank für Deinen Gatten: ich habe sie eben bestellt, um ihm zu retournieren, ich behalte dann sein Exemplar. Könntest Du nicht irgendwo aus der Bibliothek für mich Anton Kernes von Marilaun „Leben der Pflanzen“ ausborgen? (Das Buch ist zu teuer zu kaufen). Oder Pfeffers „Pflanzenphysiologie“?

Ich grüße Dich herzlich und umarme Dich

Deine R.

Schreibe auf der Adresse nicht „Oberkommando“, sondern nur Kommandantur! Dank für — „Mitteilungen“, ich abonniere sie hier.

An Camille Huysmans

10. 11. 14.

Cher ami! Je suis heureuse de l'occasion qui me permet de vous envoyer quelques mots. Je me félicite de la solution que vous avez trouvée pour le Comité Ex. Je vous prie de vous y maintenir et de persister sur votre poste malgré tous les essays qui pourraient être pris pour vous arracher votre mandat ou pour vous persuader d'y renoncer. Ci-inclus la lettre que je viens d'adresser à Het Volk, à Stockh. et à Berne. Notre situation ici est fort difficile. Je suis persuadée que les masses ouvrières seront de notre côté, quand il y aura possibilité de leur présenter la question. Mais, en attendant, les arrivistes profitent de l'état de siège pour chercher à nous terroriser et à démoraliser les masses. Pourtant l'état des esprits change de plus en plus

La banqueroute de l'Internationale est aussi complète que terrible! Opposons nous du moins aux efforts d'y substituer une farce et un leurre. La reconstitution ne saura, à mon avis, être entreprise qu'après une critique sévère et franche des trahisons commises, c'est à dire, après la guerre. Puisse-je me réjouir du moins de la liberté au moment où la guerre sera finie! Je n'en sais rien vu que la prison peut m'engloutir chaque moment où cela plaira aux dieux.

Claire a été en Suisse, a assisté au congrès, elle a aussi parlé les Italiens. Elle a fait bonne besogne et appris quantité de jolis trucs de nos „*patres conscripti*“ à l'étranger.

Je vous serre bien cordialement la main, mon cher ami, et je vous salue ainsi que votre famille. Ecrivez-moi, si vous avez occasion de faire passer la frontière, à l'adresse: Herrn Hugo

An Hans Diefenbach

1. 11. 14.

1.

Mein lieber Hannesle, heute soll's werden! Seit Wochen schreibe ich Ihnen „im Geiste“ die ausführlichsten Briefe und komme nicht dazu, sie zu Papier zu bringen. Das lastete mir schon wie ein Stein auf dem Herzen. Aber ich habe so wenig Ruhe und Einsamkeit, trotzdem alles darniederliegt. Nun, jetzt soll's besser werden, ich habe wieder einmal vor, „ein neues Leben“ zu beginnen, früh schlafen zu gehen, alle Besuche zur Tür hinausschmeißen und — zu arbeiten, aber feste! Und der erste Schritt des „neuen Lebens“ ist der Brief an Sie. Ihre beiden letzten ausführlichen Briefe via Hans¹ haben mir furchtbar viel Freude gemacht. So kann ich mir wenigstens vorstellen, wie Sie leben und was Sie treiben... Zuerst ein kleiner Bericht von mir, da Sie's wollten. Also meine verzweifelte anfängliche Stimmung ist auch schon anders. Nicht als ob ich die Lage rosiger beurteilte oder Grund zur Heiterkeit hätte — durchaus nicht. Aber die Hef- tigkeit des ersten Schlages, den man empfangen, ist abgestumpft, nachdem die Schläge zum täglichen Brot geworden sind. Daß die Partei und die Internationale kaput sind, gründlich kaput, unterliegt keinem Zweifel, aber gerade die wachsenden Dimensionen dieses Unglücks machen es zu einem weltgeschichtlichen Drama, dem gegenüber wieder die objektive historische Beurteilung Platz greift und das persönliche Sichhaareausraufen deplaciert wird. Natürlich bleibt die

¹ Kautsky, Bruder Karl Kautskys. B. K.

manchmal kaum erträgliche Pein jeden Augenblick bei immer neuen Schurkereien und Erbärmlichkeiten der ehemaligen „Freunde“, bei der unerhörten Degradation der Presse. Aber demgegenüber bleibt mir immer mehr die innere Überzeugung, daß — wenn es halt nicht anders gehen kann — ich mir noch allerlei schönen Trost für meine bescheidenen persönlichen Bedürfnisse finde: ein gutes Buch, einen Spaziergang im Südender Felde bei schönem Herbstwetter, wie damals mit Hannesle über die Stoppeln, und endlich — die Musik! Ach Musik! Wie schmerzlich entbehre ich sie und wie sehne ich mich nach ihr! Bis jetzt konnte ich mir keine verschaffen. Erst gab es wochenlang nichts. Dann begannen aus jedem Anlaß politische Demonstrationen in der Oper, im Konzertsaal. Endlich jetzt könnte man's wagen, aber Hannesle ist nicht da, um Billete zu besorgen, und auch so ganz ohne Gesellschaft tröstet einen die Musik nicht. Schließlich hoffe ich noch auf Hans.¹ Er war vor einer Woche bei mir, um mir Ihren Brief zu bringen. Er ist frisch, rotbäckig, verjüngt. Rom hat ihm ausgezeichnet getan. Auch sonst hat er mir einen sehr angenehmen Eindruck gemacht und ich versprach, gleich zu ihm zu kommen, — komm aber nicht dazu. Vielleicht gehe ich morgen hin. Er versprach mir täglich zwei Stunden zu spielen, wenn ich nur komme. Von seinen Kindern hat er Ihnen wohl berichtet: Gretl glückliche Braut eines Slowaken von rührender Schüchternheit, Fritz — ein schneidiger Leutnant, Robert — perfekter Maler; nur Hansl bleibt ein fils perdu und mokiert sich über den Papschi in den Briefen an Robertl, und der arme Papschi muß just diese Briefe finden und lesen. Luise ist, wie H. erzählt, so parterre, daß ich besser tue, nicht hinzugehen, schon ein Telephongespräch ist ihr zu viel. Nächste Woche fahren sie (H. und L.) wieder nach dem Süden, ich beneide sie. Karli hat Karriere gemacht in Frankfurt/M., Bendel ist seit dem

¹ Kautsky, Bruder Karl Kautskys. B. K.

fürchte, nach dem Kriege gibt es überhaupt keine Ruhe und keine Gemütlichkeit mehr. Und ich habe bei Gott so wenig Lust zu der bevorstehenden Rauferei! Immer und ewig dieselben holden Gestalten um mich haben, denselben Ad. Hoffm.¹ mit seinem Berliner „Mutterwitz“ und seinen Inexpressibles (verzeihen Sie!), die wie zwei zusammenbrechende dorische Säulen aussehen, und ewig denselben breitkrämpigen braunen Plüschtut des Vaters Pfannkuch vor mir haben? Mir graut, daß ich bis zu meinem Lebensende von diesen Dingen flankiert werden soll. „Throne bersten, Reiche spittern“, die Welt steht auf dem Kopf — und zum Schluß komme ich nicht aus dem „schlimmen Zirkel“ ewig derselben paar Dutzend Leute, — et plus ça change — plus ça reste tout à fait la même chose.² Also seien Sie auf alles gefaßt! ich weiß noch gar nicht, was alles mit mir wird, ich bin ja, wie Sie wissen, auch ein Land der unbeschränkten Möglichkeiten. Für Sie habe ich hingegen endlich einen richtigen Lebensberuf gefunden. Das heißt — entendons nous!³ — einen Nebenberuf! Ihr Hauptberuf bleibt nach wie vor, in mein Erdendasein den Glanz und den Schimmer zu bringen, oder wie Sie das in Ihrem letzten (erhaltenen) Brief galant nennen: mein Hofnarr zu sein. Daneben sollen Sie uns eine in der deutschen Literatur noch nicht vertretene Gattung schaffen: den literarischen und historischen Essay. Dieser ist nämlich nicht, wie sich ein Franz Bley einbildet, das gegebene Refugium für geistige Impotenz auf allen anderen Gebieten, sondern eine ebenso strenge und berechtigte Kunstform wie das Lied in der Musik. Weshalb der Essay, der in England und Frankreich so glänzend vertreten ist, in Deutschland ganz fehlt? Ich glaube, das liegt daran, daß die Deutschen zu viel pedantische Gründlichkeit und zu wenig geistige Grazie besitzen und wenn sie was wissen, schon gleich eine schwere Dissertation mit einem Sack Zitate, lieber

¹ Adolf Hoffmann B. K. — ² Je mehr es sich ändert, umso mehr bleibt es ganz dasselbe. B. K. — ³ Verstehen wir uns. B. K.

als eine leichte Skizze machen. Da nun Hänschen leider Gottes entschieden über mehr Grazie als Wissen verfügt, so ist er wie geschaffen, um den Essay in Deutschland mit Glanz einzuführen. Ich meine es übrigens ganz ernst! Mit Ihrem Herumnippen auf allen Blumenbeeten à la Zitronenfalter muß nach dem Kriege Schluß gemacht werden, mein Herr. Lassen Sie sich, bitte, den Macaulay in Tauchnitz ed. kommentieren, (Historical and critical Essays) und lesen Sie ihn aufmerksam.

Das Drama in Sillenb. hat mir einen schwereren Stoß versetzt, als Sie ahnen. Einen Stoß meinem Frieden und meiner Freundschaft. Sie werden mich an das Mitleid mahnen. Sie wissen, ich fühle und leide mit jeglicher Kreatur, eine Wespe, die mir ins Tintenfaß rutscht, spüle ich dreimal im lauwarmen Wasser und trockne sie auf dem Balkon in der Sonne, um ihr das bischen Leben zurückzugeben. Aber sagen Sie mir, warum soll ich hier nicht mit der anderen Seite Mitleid empfinden, die bei lebendigem Leibe geröstet wird und an jedem Tag, den Gott gibt, die sieben Kreise der Danteschen Hölle passieren muß? Und dann: mein Mitleid wie meine Freundschaft haben eine ganz bestimmte Grenze: sie enden haarscharf dort, wo die Gemeinheit beginnt. Meine Freunde müssen nämlich ihre Rechnungen in sauberer Ordnung haben, und zwar nicht nur im öffentlichen, sondern auch im prittaten und privatesten Leben. Aber öffentlich große Worte für „Freiheit des Individuums“ donnern und im Privatleben eine Menschenseele aus wahnsinniger Leidenschaft versklaven, — ich begreife das nicht und verzeihe es nicht. Ich vermisste bei alledem die zwei Grundelemente der weiblichen Natur: Güte und Stolz. Herr Gott, wenn ich nur von Ferne ahne, daß mich jemand nicht mag, dann flüchtet schon mein Gedanke seine Kreise, wie ein verscheuchter Vogel, es scheint mir dann schon vermassen, ihn mit dem Blick zu streifen! Wie kann man, wie kann man sich bloß so preisgeben? Sie werden mich an

das furchtbare Leiden mahnen. Nun, ich sage Ihnen, Hänschen, wenn mir der beste Freund einmal sagen würde: ich habe nur die Wahl, eine Gemeinheit zu begehen oder vor Leid zu sterben, dann würde ich ihm mit eisiger Ruhe antworten: dann stirb. Von Ihnen habe ich die wohltuende ruhige Überzeugung, Sie sind außerstande, auch nur in Gedanken eine Gemeinheit zu begehen, und wenn mich Ihr semmelblondes Temperament und Ihre ewig kühlen Hände oft irritieren, so sage ich doch: gesegnet sei die Temperamentlosigkeit, wenn sie mir dafür Bürge ist, daß sie nie über das Glück und den Frieden anderer Menschen wie ein Panther dahinstürmen werden. Aber das hat mit Temperament auch nichts zu tun. Sie wissen, daß ich davon genug besitze, um eine Prairie in Brand zu stecken, und doch ist mir der Friede und der einfache Wunsch jedes anderen Menschen ein Heiligtum, vor dem ich lieber zusammenbreche, als es roh anzutasten. Schluß damit; zu keiner Seele außer Ihnen sage ich ein Wort über die traurige Sache.

Ich habe Ihnen noch gar nicht fürs Christkindle gedankt. Mehr gefreut hätte mich allerdings, wenn ich es nicht „in nuce“, sondern in fertiger Form Ihrer Wahl gekriegt hätte; doch ich weiß, Sie hätten mir aus Ihrem Nest höchstens Ihr Klavier oder Ihren Offiziersburschen schicken können, und ich habe hier für beide keinen Platz. Wann machen Sie endlich Schluß mit dem Kriege, damit wir wieder zu Figaro gehen können? Ach, ich habe Sie im Verdacht; Sie überlassen das Siegen über die Franzosen anderen und begnügen sich mit stilleren Siegen über die Französinnen, petit vaurien!¹ Deshalb kommt der Krieg auch nicht vom Fleck. Aber ich verbitte mir alle „Annexionen“, hören Sie? Und bitte vor allem um ausführlichen Bericht und ein „umfassendes, reumütiges Bekenntnis“. Schreiben Sie direkt hierher nach Wronke i. P. Festung, Dr. Lübeck. Schreiben Sie bald. Ja, ich habe vergessen: es geht

¹ Kleiner Taugenichts. B. K.

In 5 Tagen sind eben volle 8 Monate des zweiten Jahres meiner Einsamkeit durch. Dann kommt sicher wieder, wie voriges Jahr, eine Belebung von selbst, zumal es ja zum Frühling geht. Übrigens wäre alles viel leichter zu erleben, wenn ich bloß nicht das Grundgebot vergessen würde, das ich mir für's Leben gemacht habe: Gut sein ist Hauptsache! Einfach und schlicht gut sein, das löst und bindet alles und ist besser als alle Klugheit und Rechthaberei. Aber wer soll mich daran hier erinnern, wenn nicht einmal die Mimi da ist? Die wußte mich zu Hause so manches Mal durch ihren schweigenden, langen Blick auf den richtigen Weg zu führen, daß ich sie (Ihnen zum Trotz!) immer wieder abküsselfen mußte und sagen: Du hast Recht, gut sein ist Hauptsache. Wenn Sie also aus meinem Schweigen oder Reden manchmal merken, daß ich trotzig oder verbissen bin, mahnen Sie mich nur an den Wahr- spruch der Mimi und — gehen Sie mir mit dem Beispiel voran: seien Sie gut, ob ich's auch nicht verdiene. . .

Nun vor allem vielen Dank, — die Liste ist lang angewachsen: für Büchlein, für Sacharin (folgt mit Draufgabe zurück, da ich großen Vorrat bekam und Sie ihn selbst brauchen), für das Bildchen, für das Thermometer, für die Süßigkeiten, für die zwei letzten Bücher, besonders für die römischen Kaiserportraits, die eine anschauliche Erziehung zum republikanischen Glauben sind, vor allem für Briefe, die mir ein großer Trost sind. Ihre Epopöe in Wronke hat mir viel Spaß gemacht, schade nur, daß ich sie nicht mitmachen und nicht einmal einen Strahl davon abfangen konnte. Unbändig freute ich mich aber über den Brief, in dem Sie mich mit allen Künsten zu verführen suchen, mal den Hebbel zu lesen, und im voraus die Überraschung meiner Ahnungslosigkeit genießen! Wie freue ich mich, daß Sie immer noch dasselbe unverwüstliche Hänschen sind und unmöglich annehmen können, daß ich etwas weiß und kenne, was ich nicht aus Ihren lieben Mentor-Händen empfange! O Hanneselein, ich kenne

den Hebbel länger als ich Sie kenne. Ich habe ihn noch von Mehring ausgeborgt in jener Zeit, als unsere Freundschaft die heißeste Zeit durchmachte und die Gegend zwischen Steglitz und Friedenau (allwo ich noch wohnte) eine tropische Landschaft darstellte, in der *Elephas primigenius* graste und die schlanke Giraffe die grünen Wedel von der Phönixpalme abpflückte. Damals — wo Hänschen noch nicht Mal in Konzeption für Berlin existierte — las ich die *Agnes Bernauer*, *Maria Magdalena*, *Judith*, *Herodes* und *Mariamne*. Weiter kam ich allerdings nicht, denn das tropische Klima mußte jäh der ersten großen Gletscherperiode weichen und meine dicke Gertrud mußte mit einem Waschkorb voll erhaltener Geschenke und geliehener Bücher nach Steglitz wandern, in Beantwortung eines ebensolchen Transportes, der in Friedenau eingetroffen war, wie dies bei unserer jedesmaligen Entlobung zu erfolgen pflegt. Hebbel kenne ich also und habe für ihn einen großen, wenn auch kühlen Respekt. Ich stelle ihn beiweitem unter *Grillparzer* und *Kleist*. Er hat viel Intelligenz und schöne Form, seine Menschen besitzen aber zu wenig Blut und Leben, sind zu sehr bloß Träger ausgeklügelter spitzfindiger Probleme. Wenn Sie mir ihn verehren wollen, dürfte ich vielleicht umtauschen, und zwar gegen *Grillparzer*? Diesen liebe ich schon ernstlich. Kennen Sie ihn und schätzen Sie ihn auch genügend? Wenn Sie etwas Vortreffliches lesen wollen, dann nehmen Sie ein kurzes Fragment von ihm: die „*Judith*“¹. Der reinste Shakespeare an Knappeit, Treffsicherheit und volkstümlichem Humor, mit dem zarten, poetischen Hauch noch dazu, den Sh. nicht hat. Ist es nicht zum Lachen, daß *Grillparzer* ein lederner Staatsbeamter und langweiliger Patron war? (siehe seine Selbstbiographie, die fast so abgeschmackt ist wie die Bebelsche).

Wie steht es nun aber mit *Ihrer* Lektüre? Sind sie genügend versehen? Ich habe nämlich in der letzten Zeit eine

¹ Muß wohl „*Esther*“ heißen.

Reihe neuer guter Bekanntschaften gemacht, die ich Ihnen sehr ans Herz legen möchte. So vor allem — falls Sie ihn noch nicht kennen, — den „*Emanuel Quint*“ von Gerh. Hauptmann (ein Roman). Kennen Sie die Christus-Bilder von Hans Thoma? So werden Sie in diesem Buche die Vision des Christus erleben, wie er schlank und von rötllichem Licht umflossen durch reife Kornfelder geht und um seine dunkle Gestalt rechts und links weiche Lilawogen über die silbernen Ähren fließen. Mich hat dort unter unzähligen anderen ein Problem gepackt, das ich sonst noch nirgends dargestellt fand und das ich aus eigenem Leben so tief empfinde: die Tragik des Menschen, der der Menge predigt und fühlt, wie jedes Wort in demselben Augenblick, wo es seinen Mund verläßt, vergröbert und erstarrt und in den Hirnen der Hörer zum Zerrbild wird; und auf dieses Zerrbild seiner selbst wird nun der Prediger festgenagelt und von den Schülern schließlich umringt und mit rohem Lärm umtobt: „Zeige uns das Wunder! Du hast uns so gelehrt. Wo ist dein Wunder?“ Es ist geradezu genial, wie Hauptmann das schildert. Hänschen, man soll nie mit seinem Urteil über Menschen fertig werden: sie können einen immer noch überraschen, im schlechten, aber gottlob auch im guten Sinne. Ich hielt den Hauptmann für einen vollendeten *Fatke* und nun schwingt der Kerl so ein Buch voller Tiefe und Größe, daß ich ihm am liebsten gleich einen fieberheißen Brief geschrieben hätte. Ich weiß, Sie hätten mich dazu ermuntert, wie Sie wollten, daß ich der Ricarda Huch schreibe. Ich bin aber zu solchen ostentativen Beichten zu scheu und zurückhaltend, mir genügt es, wenn ich Ihnen beichte.

Ich hätte Ihnen noch tausend Dinge zu sagen. Wann kommen Sie endlich?

Herzl. Ihre R.

Bitte richten Sie bei Marchl.¹ meinen schönsten Dank für die „Ingeborg“ von Kellermann und viele Grüße aus. Ich hoffe, die Herrschaften mal zu besuchen und die reizende Jagoda kennen zu lernen.

6.

Wronke i. P. Festung
(ohne „c“) 8. 3. 17.

Hanschen, von den Tausend Dingen, die ich Ihnen zu sagen habe, hier noch eine Handvoll. Jetzt bin ich wieder in ruhigerer Verfassung und will Ihnen deshalb schreiben, jenen zerrissenen Brief schicke ich nicht, um Sie nicht traurig zu machen; schwarz auf weiß macht sich eine vorübergehende Depression viel tragischer, als in Wirklichkeit. Jetzt schreibe ich hauptsächlich aus folgendem Anlaß. Frl. Mathilde J.,² die hier ist, fährt nach Posen und hofft Sie zu sehen; ich habe sie dazu angestiftet, weil ich mir denke, daß Ihnen das recht sein wird; sie wird Ihnen über mich ausführlich berichten und Ihnen meine brühwarmen Grüße überbringen, — aber auch noch Etwas! Und dieses Etwas ist — mein Manuskript der Antikritik, Antwort auf die Eckstein, Bauer & Co., zur Verteidigung meines Buches über die Akkumulation! Sie Unseliger sind ausersehen, der zweite Leser dieses Opus zu sein (der erste war natürlich Mehring, der das Manuskript mehrmals gelesen hat und es beim ersten Mal „einfach genial“, „eine wahrhaft großartige hinreißende Leistung“ nannte, die seit Marx' Tode ihresgleichen nicht habe; bei einem späteren Bericht — wir hatten uns inzwischen vorübergehend „verknurrt“, wie er das nennt — hat er sich gemäßiger ausgedrückt! . . .) In Wirklichkeit ist das eine Leistung, auf die

¹ Familie Marchlewski in Posen.

² Jacob. B. K.

ich einigermaßen stolz bin und die mich sicher überleben wird. Sie ist viel reifer als die „Akkumulation“ selbst: die Form zur höchsten Einfachheit gebracht, ohne jedes Beiwerk, ohne jede Koketterei und Blendwerk, schlicht, nur auf große Linien reduziert, ich möchte sagen „nackt“, wie ein Marmorblock. Dies ist jetzt überhaupt meine Geschmackrichtung, die in der wissenschaftlichen Arbeit wie in der Kunst nur das Einfache, Ruhige und Großzügige schätzt, weshalb mir z. B. der vielgerühmte erste Band des Marxschen „Kapital“ mit seiner Überladung an Rokoko-Ornamenten im Hegelschen Stil jetzt ein Greuel ist (wofür vom Parteistandpunkt 5 Jahre Zuchthaus und 10 J. Ehrverlust verwirkt sind. . .) Natürlich muß der Leser, um meine „Antikritik“ wissenschaftlich zu würdigen, die Nationalökonomie im allgemeinen und die Marxsche im besonderen aus dem ff. beherrschen. Und wie viele solche Sterbliche gibt es heute? Nicht ein halbes Dutzend. Meine Arbeiten sind wirklich von diesem Standpunkt Luxusware und könnten auf Büttenpapier gedruckt werden. Die „Antikritik“ ist aber wenigstens ganz frei von den algebraischen Formeln, die auf den „schlichten Leser“ so panisch wirken. Im allgemeinen glaube ich, daß Sie das Ding verstehen werden, Mehring rühmte gerade „die kristallene Klarheit und Durchsichtigkeit der Darstellung“. Sie sollen es also lesen und mir Ihr Urteil als „einfacher Mann aus dem Volke“ sagen. Über die künstlerische Seite der Darstellung ist mir Ihr Urteil von größtem Wert. Ich will aber auch sehen, wieviel Sie davon kapieren werden. Also frisch an die Arbeit! Surge puer,¹ oder wenn Sie nicht können, lesen Sie's im Liegen, aber machen Sie sich daran und schreiben Sie, welchen Eindruck Sie davontragen. Es wird Ihnen auch gar nicht schaden, mal wieder in die Nationalökonomie hineinzuschmecken.

Ach, Hänschen, wenn doch der Winter schon zu Ende wäre.

¹ Erhebe dich, Knabe! B. K.

Mich zermalmt dieses Wetter, ich kann jetzt keine Härte vertragen, weder von Menschen noch von der Natur. Jedes Jahr um diese Zeit pflegte ich schon meine Reisevorbereitungen zu machen, denn am 7. oder 10. April war ich schon stets am Genfer See. Jetzt habe ich ihn drei Jahre nicht gesehen. O dieser blaue, traumhaft schöne Genfer See. Wissen Sie noch, welche Überraschung man erlebt, wenn man nach der öden Strecke Bern—Lausanne und nach einem letzten furchtbar langen Tunnel plötzlich über der großen blauen Tafel des Sees schwebt! Jedesmal flattert mir das Herz auf wie ein Falter. Und dann die herrliche Strecke von Lausanne nach Clarens, mit den winzigen Statiönchen alle 20 Minuten, tief unten am Wasser ein Häuflein kleiner Häuser um ein weißes Kirchlein gruppiert, der ruhig singende Ausruf des Kondukteurs, dann fängt die Stationsglocke ihr Gebimmel an, — je dreimal hintereinander, und wieder dreimal, und wieder — der Zug setzt sich langsam in Bewegung, aber die Glocke bimmelt immer noch so hell und heiter. Und der blaue Wasserspiegel ändert immerzu seine Fläche zum Bahngleise, bald steht er aufwärts schräg, bald abfallend und darauf kriechen unten wie ins Wasser gefallene Maikäfer die kleinen Dampfer, eine lange Schleppe weißen Schaums nach sich ziehend. Und das jenseitige Ufer — die weiße schroffe Bergwand unten meist in blauem Duft verhüllt, sodaß nur die oberen Schneepartien so unwirklich im Himmel schweben. Und über allem der blendende mächtige Dent du Midi. Herrgott, wann werde ich wieder den April dort verleben! Wie Balsam gießt sich dort die Luft und Ruhe und Heiterkeit jedesmal in meine Seele. In meinem Chailly sur Clarens sind die Weinberge noch mit Unkraut vorigen Jahrs überwuchert. Das Behacken beginnt erst allmählich. Ich darf noch in den Weinbergen herumschlendern und die roten Taubnesseln und die saphirblauen, betäubend duftenden Traubenvyazinthen pflücken, die dort in ungezählten Mengen wuchern. Um 11 Uhr

Moskau, in Petersburg, Orel oder Riga seit Jahren im Kerker schmachtete, spaziert jetzt frei. Wie mir das mein Sagen hier erleichtert! Ein komischer change de places,¹ nicht wahr? Aber ich bin's zufrieden und gönne Jenen ihre Freiheit, wenn auch *meine* Chancen gerade dadurch umso schlechter geworden sind. . .

Was meine Visite bei Dr. L. betrifft, so reduziert sich die Kur im Grunde genommen auf jenen Rat, den der gute alte Pfarrer auf der Ufennau dem totkranken Hutten gab:

„ . . . Jetzt findet Ruhe hier,
Horcht nicht hinaus, horcht nicht hinüber mir,
In dieser stillen Bucht erstirbt der Sturm der Zeit,
Vergesset Hutten, daß Ihr Hutten seid!“
Und darauf Hutten:
„Dein Rat, mein teurer Freund, ist wundervoll;
Nicht leben soll ich — wenn ich leben soll!“

Nun, ich pflege mich ja nie über Unerreichbares lange zu grämen und hänge mit ganzer Seele an der Gegenwart und dem Schönen, was sie bietet. Meine schlimmste Zeit ist übrigens schon vorbei und ich atme freier, — der ominöse 8. Monat war gestern zu Ende. Wir hatten hier einen heiteren, sonnigen Tag, wenn auch etwas kühl, und das Gewirr der noch ganz kahlen Sträucher in meinem Gärlein schillerte im Sonnenschein in allen Regenbogenfarben. Dazu trillerten die Lerchen schon hoch in der Luft und man bekam trotz Schnee und Kälte doch eine Ahnung vom Frühling. Da kam mir in den Sinn, daß ich voriges Jahr um diese Zeit schon und noch frei war und zur Osterzeit mit Karl² und seiner Frau in der Garnisonkirche bei der Matthäipassion saß.

Doch was brauchs Bach und die Matthäipassion! Wenn ich an einem lauen Frühlingstag einfach in meinem Südende auf

¹ Stellenwechsel. B. K. — ² Karl Liebknecht.

sich langsam zu regen und zu strecken an, dann wälzt sich das Körperchen um und erhebt sich endlich mit Gebrumm schwerfällig in die Luft. Es war immer mein Geschäft, an solchen erfrorenen Hummeln niederzuknien und sie mit dem warmen Atem meines Mundes zum Leben zu wecken. Wenn mich Arme doch die Sonne auch schon aus meiner Todeskälte erwecken wollte! Einstweilen fechte ich wider die Teufel in meinem Innern wie Luther — mit dem Tintenfaß. Und deshalb müssen Sie als Opfer einem Sperrfeuer von Briefen standhalten. Bis Sie Ihr großes Geschüß geladen haben, überschütte ich Sie mit meinem Kleinkalibigen, daß Ihnen angst und bange wird. Übrigens, wenn Sie an der Front auch mit dieser Rapidität Ihre Kanonen luden, dann wundert mich unser jetziger Rückzug an der Somme und Ancre wahrhaftig nicht und Sie werden es sicher auf dem Gewissen haben, wenn wir den Frieden schließen müssen, ohne das schöne Flandern zu annexieren.

Ich danke Ihnen sehr für das kleine Buch Ricarda Huch über Keller. Vorige Woche, da mir gar jämmerlich zu Mute war, las ich's mit Vergnügen. Ricarda ist wirklich eine äußerst gescheite und intelligente Person. Nur kommt mir ihr so sehr ausgeblicherer, zurückhaltender, beherrschter Stil etwas gemacht vor, ihre Klassizität mutet mich etwas pseudoklassisch, absichtlich an. Wer innerlich wirklich reich und frei ist, kann sich doch jederzeit natürlich geben und von seiner Leidenschaft mit fortreißen lassen, ohne sich untreu zu werden. Auch Gottfried Keller las ich wieder: die Zürcher Novellen und den Martin Salander. Bitte fahren Sie nicht in die Höhe, aber Keller kann entschieden keinen Roman und keine Novelle schreiben. Was er gibt, ist immer nur Erzählung über längst vergangene tote Dinge und Menschen, aber ich bin nie dabei, wenn etwas geschieht, ich sehe immer nur den Erzähler, der schöne Erinnerungen auskramt, wie alte Leute gern tun. Nur der erste Teil des „Grünen Heinrich“

lebt wirklich. Trotzdem tut mir Keller immer wohl, weil er so ein Prachtkerl ist, und wen man lieb hat, mit dem sitzt man gern und plaudert über die wichtigsten Dinge und die kleinsten Erinnerungen.

Ich habe noch nie einen Frühling so bewußt und in vollen Zügen erlebt, wie den vorigen um diese Zeit. Vielleicht weil es nach dem Jahr Zelle war oder weil ich jetzt jeden Strauch und jedes Gräseln genau kenne und deshalb die Entfaltung im Einzelnen verfolgen kann. Wissen Sie noch, wie wir erst vor einigen Jahren bei einem gelbblühenden Strauch im Südenden rieten, was es wohl sei? Sie machten „den Vorschlag“, es als „Goldregen“ zu rekognoszieren. Natürlich wars keiner! Wie froh bin ich, daß ich mich vor 3 Jahren plötzlich in das Botanisieren gestürzt habe, wie in alles, gleich mit meiner ganzen Glut, mit dem ganzen Ich, daß mir die Welt, die Partei und die Arbeit verging und nur die eine Leidenschaft mich Tag und Nacht erfüllte: draußen in Frühlingsfeldern herumzustrolchen, die Arme von Pflanzen zu sammeln und dann zu Hause zu ordnen, zu erkennen, in die Hefte einzutragen. Wie lebte ich damals den ganzen Frühling wie im Fieber, wie viel litt ich, wenn ich vor einem neuen Pflänzchen saß und es lange nicht festzustellen und einzureihen wußte; ich wurde mehrmals fast ohnmächtig in solchen Fällen, so daß die Gertrud mir vor Ärger die Pflanzen „wegzunehmen“ drohte. Dafür bin ich jetzt in dem grünen Reich zu Hause, ich habe es mir erobert — im Sturm, in Leidenschaft, und was man so mit Glut erfaßt, das hat in einem feste Wurzeln.

Vorigen Frühling habe ich noch einen Partner bei diesen Wanderungen gehabt: Karl L. Sie wissen vielleicht, wie er seit langen Jahren lebte: nur noch im Parlament, Sitzungen, Kommissionen, Besprechungen, in Haß und Drang, stets auf dem Sprung von der Stadtbahn auf die Elektrische und von der Elektrischen ins Auto, alle Taschen vollgepropft mit

Geste. Übrigens wirkt schon der Name fabelhaft. Nicht wahr, es gibt solche für die Ewigkeit geschaffenen Namen, die wie ein olympischer Akkord klingen, ohne daß man etwas Näheres weiß. Wer kennt heute auch nur einen Vers von Sappho? Wer (außer mir) liest den Macchiavelli? Wer hat eine Oper von Cimarosa gehört? Aber jedem ist ein solcher Name wie ein Blitz der Ewigkeit, vor dem man ehrfürchtig das Haupt entblößt. Indes: noblesse oblige. Hänschen, Sie müssen was Rechtes werden, wir sind es dem Justinus Kerner schuldig.

R.

Sie erwähnen nichts von Klara? Hoffentlich sehen Sie sie mehrmals? . . .

11.

Wronke, 26. 4. 17.

L. H. Gestern Nr. 2 erhalten. Schon der Poststempel gab mir einen Stich ins Herz. Für mich sollte eigentlich Posen wie Lissa ganz gleich sein, doch hatte ich mich schon an Posen gewöhnt und die Änderung ist mir zunächst sehr peinlich. Mein Nr. 2 war schon am 17. abgegangen, hoffentlich inzwischen schon in Ihrem Besitz. Ihre Kombinationen mit Luise und Hans verstehe ich gar nicht, mein Name ist Hase. Morgen kommt Frau Marta R. zu mir, ich werde sie Ihnen zu Besuch schicken, vielleicht am Sonnabend. Hoffentlich wird Ihnen das recht sein. Aber Hänschen, wenn Sie schreiben „Nr. 2 *mindestens*“, so hat die ganze Zahlenführung keinen Sinn, Sie können doch beim Absenden im kleinen Taschenkalender Ihre Nr. immer vermerken, sonst ist ja die Kontrolle unmöglich! Ich schreibe Ihnen in den nächsten Tagen ausführlich. Dies soll nur ein rascher Gruß im neuen Heim sein.

Herzl.

Ihre R.

Wronke, 12. 5. 17.

L. H. Nr. 5 erhalten, vielen Dank; ich warte auf Ihre Stilkorrekturen (zum Teil beruhen sie, wie ich sehe, auf Versehen des Maschinenfräuleins). Ihre Bemerkung, daß in der Antikritik einige Stellen bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt sind, veranlaßt mich doch, die Sache nochmals selbst zu revidieren. Ich bin sonst nie im Stande, das einmal Geschriebene noch durchzulesen, und je stärker ich's beim Schreiben erlebe, umso mehr ist es für mich nachher erledigt und abgetan. Ich weiß wohl, Hänschen, daß ich meine ökonomischen Sachen für sechs Personen schreibe. Aber ich schreibe sie ja eigentlich nur für eine Person: für mich selbst. Die Zeit, als ich die „Akkumulation“ schrieb, gehört zu den glücklichsten meines Lebens. Ich lebte wirklich wie im Rausch, sah und hörte Tag und Nacht nichts, als dieses eine Problem, das sich so schön vor mir entfaltete und ich weiß nicht zu sagen, was mir höhere Freude gewährte: der Prozeß des Denkens, wenn ich eine verwinkelte Frage im langsamem Hin- und herwandeln durch das Zimmer wälzte, aufmerksam beobachtet von der Mimi, die auf dem Tisch mit der roten Plüschdecke mit untergeschlagenen Pfötlein lag und das kluge Köpfchen nach mir hin und her wandte, oder das Gestalten, das literarische Formen mit der Feder in der Hand. Wissen Sie, daß ich damals die ganzen 30 Druckbogen in einem Zug in 4 Monaten — unerhörte Sache! — niedergeschrieben habe und ohne das Brouillon auch nur einmal durchzulesen direkt in Druck gab? Ähnlich ging es mir in der Barnimstr. mit der „Antikritik“. Und dann verliere ich nach einer so stark erlebten Arbeit so jedes Interesse für sie, daß ich mich seitdem kaum um einen Verleger bemüht habe. Freilich war das bei meinen „Umständen“ in den letzten eineinhalb Jahren etwas

schwierig. — Eckstein überschätzen Sie ganz entschieden. Seine „Kritik“ war nichts als Rache für lange vergebliche und schroff von mir zurückgewiesene Anfreundungsversuche und gerade dieses Übertragen des „Allzumenschlichen“ in die hochalpine Region der reinen Wissenschaft hat mich mit solcher Verachtung für ihn erfüllt. Er konnte übrigens auch recht nett und witzig sein. Einmal bei Kautskys, als ich zweifelte Versuche im Vorzimmer machte, um mein Jäckchen vom Kleiderständer herunterzulangen und meine Liliputgestalt verwünschte, hielt er mir das Jäckchen galant hin und murmelte lächelnd das Wolfsche Lied: „Auch kleine Dinge können uns entzücken . . .“ (Sie wissen wohl, daß Hugo Wolf in Wien mit dem Ecksteinschen Haus liiert war und dort Hausgott ist). — Ihre Idee, daß ich ein Buch über Tolstoi schreibe, sagt mir nicht ein bißchen zu. Für wen? wozu Hänschen? Alle Leute können doch Tolstois Bücher lesen, und wem die Bücher nicht selbst den starken Lebensodem geben, dem werde ich es auch nicht durch Kommentare beibringen. Kann man jemand „erklären“, was Mozartsche Musik ist? Kann man „erklären“, worin der Zauber des Lebens besteht, wenn es jemand nicht selbst aus den kleinsten und alltäglichen Dingen heraushört oder richtiger: in sich selbst trägt? Ich halte auch z. B. die ganze riesige Goethe-Literatur (d.h. die Literatur *über* Goethe) für Makulatur und bin der Meinung, daß schon viel zu viel Bücher geschrieben sind; vor lauter Literatur vergessen die Menschen auf die schöne Welt zu schauen.

Seit dem 1. haben wir also eine Serie von sonnigen Tagen und mich grüßt schon beim Erwachen der erste Morgenstrahl, da meine Fenster hier nach dem Osten liegen. In Südende, wo meine Wohnung, wie Sie wissen wie eine Laterne von allen Seiten der Sonne offen steht, gestalten sich solche Morgenstunden sehr schön. Nach dem Frühstück nahm ich gewöhnlich das schwere Kristallprisma mit den unzähligen

die angesichts des bevorstehenden Krieges Ende Juli 1914 stattfand, daß wir zum Schluß einige Stunden zusammen waren. Ich saß gerade — es war in einem eleganten Restaurant — bei einem Strauß Gladiolen, die auf dem Tische standen und in deren Anblick ich mich ganz vertiefte, ohne mich an dem politischen Gespräch zu beteiligen. Dann kam die Rede auf meine Abreise, wobei meine Hilflosigkeit in „irdischen Dingen“ zum Vorschein kam, mein ewiges Bedürfnis nach einem Vormund, der mir das Billet besorgt, mich in den richtigen Zug steckt, meine verlorenen Handtaschen einsammelt — kurz meine ganze blamable Schwäche, die Ihnen schon so viel frohe Augenblicke bereitet hat. Huysmans beobachtete mich schweigend die ganze Zeit und der zehnjährige Haß wandelte sich in einer Stunde in glühende Freundschaft. Es war zum Lachen. Er hatte mich endlich schwach gesehen und war in seinem Element. Nun nahm er sofort meine Schicksale in seine Hand, schlepppte mich zusammen mit Anseele, dem reizenden kleinen Wallonen, zu sich zu einem Souper, brachte mir eine kleine Katze, spielte und sang mir Mozart und Schubert vor. Er besitzt ein gutes Klavier und einen hübschen Tenor, und es war ihm eine neue Offenbarung, daß mir die musikalische Kultur Lebensluft ist. Besonders nett trug er die Schubertschen „Grenzen der Menschheit“ vor; den Schlußvers „Und mit uns spielen Wolken und Winde“ sang er ein paarmal in seiner drolligen vlaemischen Aussprache — mit dem tiefen *L* in der Kehle, etwa wie „Wouken“ — in tiefer Ergriffenheit vor. Dann brachte er mich natürlich zum Zug, trug selbst meinen Koffer, saß dann noch im Coupé mit mir und beschloß plötzlich: Mais il est impossible de vous laisser voyager seule!¹ Als ob ich wirklich ein Säugling wäre. Kaum habe ich ihm ausgeredet, daß er mich nicht wenigstens bis zur deutschen Grenze begleite, er sprang hinaus, erst als der Zug in Bewegung war, und rief

¹ Aber es ist unmöglich, Sie allein reisen zu lassen. B. K.

Episode hörbar. Erst eine dumpfe männliche Stimme, die etwas Rufendes und Ermahnendes hatte, dann als Antwort der Gesang eines etwa 8jährigen Mädchens, das offenbar im Springen und Hüpfen ein Kinderliedchen vortrug und zugleich ein silbernes glockenreines Lachen erschallen ließ. Das mochte irgend ein müder, mürrischer Portier sein, der sein Töchterchen zum Schlafengehen nach Hause rief. Der kleine Schelm aber wollte nicht folgen, ließ sich von dem bärtigen Brummbaß von Vater haschen, gaukelte in der Straße herum wie ein Schmetterling und neckte den verstellt Strengen mit einem lustigen Kinderreim. Man sah förmlich die kurzen Röckchen flattern und die dünnen Beinchen in Tanzstellung fliegen. In diesem hüpfenden Rhythmus des Kinderlieds, in dem perlenden Lachen lag soviel sorglose siegreiche Lebenslust, daß der ganze finstere schimmlige Bau des Polizeipräsidiums wie von einem silbernen Nebelmantel eingehüllt wurde und in meiner übelriechenden Zelle es plötzlich in der Luft wie von fallenden dunkelroten Rosen duftete. . . So liest man sich überall von der Straße ein bißchen Glück auf und wird immer wieder daran gemahnt, daß das Leben schön und reich ist.

Hänschen, Sie haben keine Ahnung, wie blau der Himmel heute war! Oder war er ebenso blau in Lissa? Ich gehe gewöhnlich vor „Einschluß“ Abends noch für ein halbes Stündchen hinaus, um mein kleines Blumenbeet (selbstgesetzte Stiefmütterchen, Vergißmeinnicht und Flox!) mit einem kleinen eigenen Kännchen zu begießen und mich noch ein bißchen im Garten zu ergehen. Diese vorabendliche Stunde hat einen eigenen Zauber. Die Sonne war noch heiß, aber man läßt sich gern ihre schrägen Strahlen auf Nacken und Wangen wie einen Kuß brennen. Ein leiser Lufthauch bewegte die Sträucher wie ein lispelndes Versprechen, daß die abendliche Kühle bald kommt, den heißen Tag abzulösen. Am Himmel, der von flimmernder, zitternder Bläue war,

Breslau, 27. 8. 17.

Hänschen, heute ist ein trüber Tag, scheußliches Regenwetter, deshalb sitze ich den ganzen Tag eingesperrt in der Bude. Nun aber brachte man mir die Post: einige Briefe und darunter von Ihnen — und da bin ich wieder froh und heiter! Auch mir ist es eine Erlösung, daß unsere Korrespondenz endlich wieder in Fluß kommt. Übrigens hatte ich Ihnen gerade nach Stuttgart geschrieben, konnte aber den Brief noch zurückziehen, um diesen dafür zu schreiben.

Armes Hannesle, ich kann Ihnen die Stimmung nachfühlen, in der Sie sich jetzt befinden, und es ist mir gerade ein Bedürfnis, auch von Ihren Trübsalen Näheres zu hören. Ich wäre auch dafür, daß Sie jetzt nach Stuttgart übersiedeln, um bei Ihrem alten Herrn zu sein. Kann man schon nichts helfen und tun, so ist es wenigstens eine Erleichterung, in seiner Nähe zu sein; Ihre bloße Anwesenheit ist doch für den Ärmsten eine Wohltat, und nachher macht man sich bittere Vorwürfe für jede Stunde, die man den alten Leuten entzogen hatte. Ich war nicht so glücklich, auch nur dies Weniges tun zu können. Ich mußte ja ständig der Menschheit dringende Geschäfte besorgen und die Welt beglücken, und so fand ich die Nachricht vom Tode des Vaters in Berlin, als ich vom intern. Kongreß in Paris zurückkam, wo ich mit Jaurès, Millerand, Daszynski, Bebel und Gott weiß noch wem mich herumhieb, daß nur die Federn flogen, derweil konnte der alte Herr nicht länger warten, sagte sich wohl auch, es hätte doch keinen Zweck, mochte er noch so lange warten, da ich ja doch nie „Zeit hätte“ für ihn und für mich selbst, — und er starb. Als ich von Paris zurückkam, war er schon seit einer Woche begraben. Jetzt wäre ich natürlich klüger, aber man wird ja meist klüger, wenn's zu spät ist. Also wenn Sie irgend können, gehen Sie zu Ihrem alten Herrn hin und

bleiben Sie bei ihm bis zu Ende. Dieser Rat ist kein geringes Opfer meinerseits: ist mir doch, als seien Sie mir in Lissa näher und als sei ich ganz und gar verlassen, wenn Sie nach Stuttgart fahren. Aber ich hab ja Zeit — jetzt hab ich viel Zeit! . . . — und schließlich bringt mir die Post Ihre Nachrichten auch von dort.

Romain Rolland ist mir kein Unbekannter, Hänschen. Er ist ja einer der weißen Raben *intra et extra muros*,¹ die nicht im Kriege den Rückfall in die Psychologie der Neanderthal-Zeit mitgemacht haben. Gelesen habe ich von ihm „*Jean Christophe in Paris*“, in deutscher Übersetzung. Ich fürchte, Sie zu kränken, will aber, wie immer, ganz ehrlich sein: ich fand das Buch sehr brav und sympathisch, aber mehr Pamphlet als Roman, kein eigentliches Kunstwerk. Ich bin in dieser Beziehung so unerbittlich empfindlich, daß mir die schönste Tendenz das einfache göttliche Genie nicht ersetzen kann. Aber ich werde sehr gern mehr von ihm lesen, zumal französisch, was mir an sich ein Genuß sein wird, und vielleicht finde ich in andern Bänden mehr als in jenem.

Wie steht es aber mit meinem Hauptmann'schen „*Narr in Christo*?“ Haben Sie's noch nicht gelesen? Dann wäre das jetzt, in Ihrer Stimmung für Sie ein wahrer Schatz. Wenn Sie's aber schon intus haben, bitte dringend um Ihr Urteil.

Seit einigen Tagen schwirren massenhaft Wespen zu mir in die Zelle (ich halte natürlich Tag und Nacht das Fenster offen). Sie suchen jetzt zielbewußt nach Nahrung und ich bin, wie Sie wissen, gastfrei. Ich habe ihnen ein Näpfchen mit allerlei Naschwerk hingestellt und sie beladen sich fleißig. Es ist ein Genuß zu sehen, wie diese winzigen Tiere alle paar Minuten mit einer neuen Ladung durchs Fenster verschwinden, um sich weit weg in einen Garten zu begeben, dessen grüne Wipfel ich nur von Weitem sehe, und nach einigen Minuten wieder geradenwegs in's Fenster zurückzu-

¹ Wörtlich: innerhalb und außerhalb der Mauern. B. K.

fliegen und sich zu dem Napf zu begeben. Hänschen, welches fabelhafte Orientierungsvermögen bei diesen Äuglein, die so groß sind, wie ein Stecknadelknopf, und welches Gedächtnis: sie kommen Tag für Tag, vergessen also über Nacht keineswegs den Weg zu dem „bürgerlichen Mittagstisch“ hinter Gitterstäben! In Wronke habe ich sie auf meinem Spazierweg im Garten täglich beobachtet, wie sie in die Erde zwischen Pflastersteinen tiefe Löcher und Gänge bohrten und die Erde zur Oberfläche hinausschafften. Dutzende von solchen Löchern gab es dort auf jedem Quadratmeter, für unser menschliches Auge gar nicht zu unterscheiden. Dabei wußte jedes Tier genau und direkt den Weg zu dem eigenen, als es von einer großen Exkursion in die Weite zurückkehrte! Eben solche Rätsel der Intelligenz geben die Vögel bei ihren Wanderzügen auf, womit ich mich gerade näher befasse. Wissen Sie, Hänschen, daß bei dem herbstlichen Zug nach dem Süden große Vögel, wie Kraniche, oft einen ganzen Haufen kleiner, wie Lerchen, Schwalben, Goldhähnchen etc. auf ihrem Rücken tragen?! Das ist kein Kindermärchen, sondern wissenschaftlich erhärtete Beobachtung. Und die Kleinen zwitschern munter und unterhalten sich dabei auf ihrem „Omnibusig“! . . . Wissen Sie, daß bei solchen Herbstwanderungen oft Raubvögel — Sperber, Falken, Weihe — in einem Haufen mit kleinen Singvögeln, die sie sonst zu fressen pflegen, die Reise machen, und daß auf dieser Reise eine Art treuga dei, ein allgemeiner Waffenstillstand herrscht? Wenn ich so etwas lese, bin ich so erschüttert und lebensfreudig gestimmt, daß ich sogar Breslau für einen Ort halte, in dem Menschen leben können. Ich weiß selbst nicht, warum das auf mich wirkt; vielleicht, weil es mich wieder daran erinnert, daß das Leben doch ein schönes Märchen ist. Im Anfang hätt ich's hier beinahe vergessen, jetzt kommt es mir aber wieder. Ich lasse mich nicht unterkriegen . . .

Schreiben Sie bald.

Herzlich Ihre R.

sich. Schon vor Empfang Ihres Briefes war es bei mir ausgemacht, daß ich, sobald ich wieder frei über mich verfügen kann, nach Stuttgart reisen will, um Hans' Schwester kennen zu lernen. Mir ist jetzt, als müßte ich irgendwo in der Welt noch lebendige Spuren seines Daseins suchen und sammeln — und wo könnte ich Sie am ehesten finden als bei Ihnen? Hans erzählte mir mehrmals von seiner innigen geschwisterlichen Freundschaft mit Ihnen, in den Zeiten früher Jugend, auch von der gemeinsamen Reise nach Venedig. Was Sie an ihm verloren haben, kann niemand besser wissen als ich, glaube ich doch, daß ihn kaum jemand besser kannte. Sie haben recht: Hans übertraf alle Menschen, die ich kenne, an innerer Noblesse, Reinheit und Güte. Das ist bei mir nicht der übliche Drang, von einem Toten Gutes zu sagen. Erst neulich, aus meinem vorigen Gefängnis, schrieb ich ihm aus einem besonderen Anlaß, der unsere gemeinsamen Freunde betraf, wie wohltuend und beruhigend für mich der Gedanke sei, er, Hans, sei nie und nimmer fähig, eine unnoische Handlung zu begehen, auch unbeobachtet, auch im geheimsten Gedankenfach nicht. Alles Gemeine war ihm völlig wesensfremd, wie wenn er ganz aus reinstem, bestem Stoff wäre, aus dem Menschen gemacht werden. Seine Schwächen — natürlich hatte er sie auch — waren die eines Kindes, das für das Reale im Leben, für den Kampf und all seine unvermeidliche Brutalität nicht ausgerüstet ist und mit ständiger innerer Angst vor dem Leben lebt. Ich fürchtete immer für ihn, er werde ewig ein Dilettant des Lebens bleiben, allen Stürmen des Lebens preisgegeben; ich suchte, soviel an mir lag, mit sanftem Druck ihn dahin zu bringen, sich doch in der Realität irgendwie zu verankern. Nun ist alles dahin. Ich habe zugleich den teuersten Freund verloren, der wie keiner jede meiner Stimmungen, jede Empfindung verstand und mitempfand. In der Musik, in der Malerei wie in der Literatur, die ihm, wie mir, Lebensluft waren, hatten wir dieselben

und in der besten Laune. Gerne möchte ich Ihnen und Kurt etwas davon mitteilen, da ich mir denke, daß Sie im Trubel und in der Tretmühle der täglichen Arbeit manchmal der Verzagtheit zuneigen und einer Erfrischung bedürfen, der arme Kurt aber mit Familienfreuden vorlieb nehmen muß, wo er doch immer Sehnsucht hat, sich im großen Strom des Lebens zu tummeln (was ich an ihm so gründlich schäge und liebe, denn es steckt elementar in seiner frischen Natur, ist nicht gequältes Produkt des Intellekts wie bei so vielen).

In meinem Gedächtnis haftet eine schöne Erinnerung: von unserer letzten Begegnung „im Freien“. Wissen Sie noch, wie wir einander in meiner Lindenstraße entgegenseilten, um 12 Uhr Mittags und dann plauderten im Wandeln auf der stillen, menschenleeren, sonnenbegossenen Straße? Mir ist, als hörte ich jetzt noch die Spatzen zwitschern, auf die ich nach meiner Gewohnheit auch während unseres Gespräches horchte. Sie waren so frisch und freudig erregt, so lebhaft, und hatten eine schöne Blume auf dem Pelzhut, und alles dauerte so kurz und sollte ein Abschied sein — und wurde ein Abschied. . .

Solche kleine Bildchen aus dem Leben behalte ich mit Farbe, Duft und Ton auf lebenlang im Gedächtnis und freue mich daran.

Ich bin hier vorläufig mit allem versehen; gestern Abend vor dem Schlafengehen betrachtete ich mir zur Erholung die „Studio“-Mappen von Turner (ich weiß nicht, ob Sie ihn kennen: der größte, der einzige Landschaftsmaler in Aquarell); die göttliche Schönheit dieser Bilder ergriff mich tief wie jedes Mal. Es ist für mich fast unfaßbar, wie eine solche Schöpfung möglich ist, als wenn ich vor Tolstois Werken stehe. Aber denken Sie ja nicht, daß ich hier bloß ästhetisiere! das sind nur manchesmal so Luxusgaben, die ich mir spende. In der Hauptsache sitze ich beim trockensten Zeug und suche „nützlich“ zu sein. Eben gackerte ein Huhn auf

sind? Sie wissen ja, daß ich hier nicht zu Hause, sondern ein fünftes Rad am Wagen bin. Eine Verschiebung Ihres Besuches würde ihn zu nahe wieder an den Märzbesuch Math. rücken, was hier sicher nicht bequem sein dürfte. Schreiben Sie also *gleich*, wann ich Sie erwarten darf. Ich freue mich schon sehr darauf. Bringen Sie etwas mildes Klima mit, ich kann es brauchen. Auf Wiedersehen also! Viele Grüße an Veilchen und die Ihrigen.

Ihre R.

Sagen Sie der Math., daß ich ihre Sendung Cakes erhalten, nicht aber die von Sonja und daß ich mit großer Sehnsucht auf gute Briefe warte.

11.

undatiert.

Mein liebes Martchen! Vorläufig hier nur einen kurzen Gruß und Dank für Ihre schönen und lieben Gaben. Ich habe mich über alles gefreut. Auch ich verspreche mir viel von unserem nächsten Zusammensein und freue mich schon darauf. Daß Madame Bovary doch bei Ihnen Anerkennung fand, hat mich sehr befriedigt. Ich weiß nicht, ob Ihnen der Ulen-
spiegel gefallen wird und ob Sie ihn nicht vielleicht schon gelesen haben? Ich halte ihn für eines der größten Meister-
werke der Weltliteratur und bin auf Ihren Eindruck gespannt. Herzlichste Grüße und Neujahrswünsche Ihnen, liebes Martchen, Ihrem Gatten, Frl. Ännchen, Frl. Mathilde, der ich gute Besserung wünsche.

Stets Ihre R.

Veilchen und Frau viele Grüße.

12.

undatiert.

Mein liebes Martchen! Fahren Sie nach Posen zu meinem Arzt, Dr. Lehmann, Posen, Viktoriastr. 26/27, schreiben Sie sich alles auf, was er sagen wird und geben Sie's mir *auf demselben* Wege (ohne darüber laut zu sprechen). Kuß Ihre R.

wahrer Abgrund von Gram und Angst vor dem Leben. Wie möchte ich mit Ihnen in Südende, wenn das Frühjahr kommt, im Feld den ersten Feldstrauß binden! Jetzt schwebt mir das wie ein Paradies vor, kaum bin ich aber in Freiheit, dann wird mich wohl wie jedesmal der rasende Strudel des Lebens und Kampfes verschlingen, und ich komme vielleicht wochenlang nicht zu einer so unschuldigen Freude, wie mit Ihnen ein Stündchen zu plaudern und zu spazieren. Wissen Sie, Martchen, daß in meiner Erinnerung immer noch die sonnenübergossene stille Straße und wir darauf wandelnd mitten im Vogelgezwitscher lebendig ist — am Tage vor meiner ersten Verhaftung? Solche Bildchen bleiben mir fürs Leben frisch in der Seele. Ob Ihnen auch? Liebe Seele, schreiben Sie mir jetzt, wo Gelegenheit ist, frei zu schreiben, über alles ausführlich. Ich lege hier noch ein Brieflein für Hans D. bei und eine Zeile für Alice.¹ Ihre Güte röhrt mich tief und ich möchte es ihr gerne bezeugen. Nun für heute genug, nächstens mehr. Ich umarme Sie vielmals, auf Wiedersehen, Liebe!

Ihre von Herzen R.

Den Brief an *H. D.* lesen Sie und schicken ihn *gleich* eingeschrieben. Noch eins! Martchen, darüber, daß der Arzt sich hier dumm benahm und daß er hätte früher informiert werden sollen, bitte ich Sie, in Berlin *kein Wort* zu sagen. Mathilde J. würde das nämlich bei ihrer zartfühlenden Empfindlichkeit sicher als *ihre* Unterlassung betrachten und sich schrecklich zu Herzen nehmen. In Wirklichkeit aber spielt das gar keine Rolle, denn *sein* Urteil wäre auf jeden Fall nicht maßgebend; das Attest des Kreisarztes mußte unbedingt das seinige bestätigen und das kriege ich auf keinen Fall, denn simulieren kann ich nicht, unter keinen Umständen kann ich mich kränker stellen als ich bin. Also bitte, Liebste, vermeiden Sie das geringste Wort, das Mathilde beunruhigen

¹ Frau Kurt Rosenfelds. B. K.

könnte. An den Arzt werde ich wahrheitsgemäß berichten, daß mir besser geht. Klar und gerade soll unser Weg auch in *dieser* Angelegenheit bleiben. Nochmals Kuß aus vollem Herzen R.

15.

sofort erledigen.

10. 2. 17.

Martchen, meine Liebste! Nun zum letzten Mal noch ein Brieflein, das Sie unterwegs lesen können. Notabene: da Sie jederzeit eine Verhaftung in Berlin am Bahnhof bei der Ankunft aus Wronke gewärtigen können, so bitte ich Sie dringend, keine Briefe, etc. in der *Handtasche* zu halten, sondern am Leibe. Denn eine Leibesvisitation brauchen Sie sich als Schutzhäftige *nicht* gefallen zu lassen und können dann eventuell bei passender Gelegenheit das Nötige vernichten. Wie köstlich war diese Woche! Ich habe den schönsten und harmonischsten Eindruck von Ihrem Besuch. Sie haben Recht: Kurt hat um uns beide soviel verdient, weil er uns zusammen gebracht hat, daß ich ihm schon deshalb alles verzeihen und ihm gut sein muß. Und Sie haben nochmals Recht, wenn Sie sagen: er ist aus seiner Bahn geschleudert.¹ So müssen wir ihm beistehen, damit er sich wieder hineinfindet! Man muß überhaupt nie vergessen, *gut* zu sein, denn Güte ist im Verkehr mit Menschen viel wichtiger als Strenge. Erinnern Sie mich oft daran, denn ich neige zur Strenge, leider, — freilich nur im politischen Verkehr. In persönlichen Verhältnissen weiß ich mich von Härte frei und neige am meisten dazu, lieben zu können und alles zu verstehen.

Wie schade, daß wir uns so spät erst gefunden haben. Aber, Liebe, was mich am meisten zu Ihnen hinzieht, ist ja gerade das Frische, Nichtabgeschlossene, ein wenig Kindlich-

¹ Kurt Rosenfeld war damals Soldat.

heute) so vertattert, und der Kopf geht mir so rum, daß ich gar nicht ruhig und offen mit Ihnen plaudern kann. Das liegt schon an der doppelten Aufsicht und ist nichts zu machen. Sie sind, wie ich ahne, in derselben Verfassung. Aber es ist mir doch ein Labsal, Sie wenigstens zu sehen und Ihre Nähe zu fühlen. Schade, daß das so im Galopp geht. Sie müssen das nächste Mal am *Donnerstag* kommen und bis Montag oder Dienstag bleiben. Ob aus unserem morgigen Abschiedskuß noch was wird, weiß ich nicht. Aber wenn es auch nicht geht, so müssen wir halt auch so auskommen! Ich bin schon gefaßt. Wie bin ich Ihnen dankbar, daß Sie gekommen sind! Seien Sie ruhig um mich, gesundheitlich geht's mir zwar mit dem Magen immer noch nicht besser, aber mit Nerven im allgemeinen geht's langsam vorwärts. Dann wird wohl der Magen auch zur Ruhe kommen, wenn bloß der Frühling schon käme! Die Sonne und Wärme und das junge Grün sind mir das Wichtigste für den allgemeinen Zustand, Sie kennen mich ja! Nun, und die herrlichen Dinge in Rußland wirken auf mich auch wie Lebenselixier. Das ist ja für uns alle eine Heilsbotschaft, was von dort kommt, ich fürchte, Ihr alle schätzt das nicht genügend hoch, empfindet nicht genügend, daß es unsere eigene Sache ist, die dort siegt. Das muß, das wird auf die ganze Welt erlösend wirken, das muß ausstrahlen nach ganz Europa, ich bin felsenfest überzeugt, daß eine neue Epoche jetzt beginnt, und daß der Krieg nicht mehr lange dauern kann. Deshalb möchte ich hören, daß Sie in besserer Verfassung sind, daß Ihr alle in gehobener und froher Stimmung lebt — trotz allem Elend und Graus. Sie sehen, die Geschichte weiß sich Rat zu geben, wo es am ratlosesten aussieht. Seien Sie mir froh und munter, ich umarme Sie tausendmal und grüße Kurtchen vielmals.

Ihre R.

Hause zurückkehren. Leben Sie mir recht wohl und seien Sie herzlich umarmt von Ihrer R.

Ihrem Gatten und Frl. Annchen meine besten Grüße, ebenso Veilchen.

24.

Postkarte. Wronke, 26. 6. 17.

Mein liebes Martchen, vielen herzlichen Dank für Ihren Gruß und für die Blümchen. Die roten Glöckchen waren sicher aus einem Garten: es war die Weigelia, die bei uns nicht wild wächst. Hingegen ein interessantes, winziges, weißes Blümchen haben Sie sicher im Walde gepflückt. Ich freue mich sehr, daß Sie in einer so schönen Gegend sind und erhoffe davon auch für Ihre Stimmung die erwünschte Wirkung. Von Romain Rolland habe ich kürzlich erst den Johann Christoph in *Paris* gelesen. Es ist ein braves Buch von *sympathischer* Tendenz. Aber wie alle sozialen Tendenzbücher eigentlich kein Kunstwerk, eher ein Pamphlet in belletristischer Form. — Über mich ist nichts besonders zu berichten: alles beim alten. Ich umarme Sie herzlich und grüße bestens die Ihrigen. Ich werde mich freuen, bald wieder von Ihnen zu hören.

Ihre R.

25.

Postkarte. Wronke, 4. 7. 17.

Meine liebste Marta! Ihre zweite Blumensendung ist hier gar nicht wie Heu, sondern unvermutet frisch angelangt und stand bis gestern im Wasser auf meinem „Blumentischchen“. Ich habe daran viel Freude gehabt, nur ein rotes Blümchen hat mir viel Kopfzerbrechen gemacht, da ich es nicht festzustellen vermochte. Sie müssen immer trachten, die Blumen mit samt den grünen Blättern zu pflücken (wenn möglich mit

Immer mal Ihr leben!

stift rot oder blau) *Mandat*. Nehmen Sie das Couvert und schicken Sie's mir *sofort* her! Falls Sie's nicht fänden, telefonieren Sie an Herrn Dr. nach Schloßpark,¹ damit er kommt und suchen hilft. Ich bin gut angekommen. Frau Zetkin ist hier, frug nach Ihnen und Mimi.

Schönste Grüße von uns beiden an Sie beide.

R. L.

12.

Postkarte. Stempel Jena, 13. 9. 13.

Liebe Gertrud!

Nach Halle habe ich soeben geschrieben, wollen wir's beste hoffen: es wird schon schief gehen.

Daß es Ihnen so miserabel geht, macht mich unruhig. Ich rechne auf Sonnenbäder. Schreiben Sie bald, ob es Ihnen besser geht. Und nähren Sie sich nicht von faulen Eiern, sondern von bekömmlicheren Dingen.

Haben Sie meine gestrige Karte wegen „Mandat“ erhalten? Ich warte ungeduldig auf das wichtige Dokument.

Das Obst, das Sie mir mitgaben, ist famos, wir nähren uns beide davon mit Behagen. Kaufen Sie sich auch gleich (natürlich auf Kosten des Fiskus) denselben Wein und Pflaumen. Dank für die schöne Nelke. Frau Z. hat auch Blumen von Hause gekriegt („auch“ ist gut!) Beste Grüße an Sie und Mimi von Frau Z. und mir Ihre R. L.

13.

Postkarte. Stempel Jena, 15. 9. 13.

Liebe „Waisen“! In aller Eile nur einen Gruß, bin beschäftigt über die Ohren. Mandat ist rechtzeitig angekommen, danke. Es regnet!! Frau Zetkin ist schon jetzt kaput, ich habe Migräne. Im übrigen geht's mir gut. *Was macht Ihre Erkältung?* Viele Grüße an Euch beide. R. L.

¹ Leo Jogiches. B. K.

gleichen hier bei Berlin nicht findet. Auch die zwei Efeublätter der Frau v. Stein sind verewigt, — richtig hatte ich Efeu noch nicht drin (Hedera Helix auf Latein); ihre Abstammung freut mich doppelt. Außer dem Leberblümchen waren alle Blumen sehr ordentlich gepreßt, was beim Botanisieren wichtig ist. Ich freue mich für Sie, daß Sie so viel sehen; für mich wäre das eine Strafe, wenn ich Museen und dergleichen besuchen müßte. Ich kriege dabei gleich Migräne und bin wie gerädert. Für mich besteht die einzige Erholung im Schlendern und Liegen im Grase, in der Sonne, wobei ich die winzigsten Käfer beobachte oder auf die Wolken gaffe. Dies ad notam für den Fall unserer künftigen gemeinsamen Reise. Ich würde Sie nicht im geringsten stören, alles zu besuchen, was Sie interessiert, aber mich müßten Sie entschuldigen. Sie vereinigen freilich beides, was ja am richtigsten ist.

Ein Bild der Lady Hamilton habe ich gesehen in der Ausstellung der Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts; ich weiß nicht mehr, wie der Maler hieß, habe nur die Erinnerung einer kräftigen und grellen Mache, einer robusten, herausfordernden Schönheit, die mich kalt ließ. Mein Geschmack sind etwas feinere Frauentypen. Ich sehe noch lebhaft in derselben Ausstellung das Bild der Madame de Levallière, von der Lebrun gemalt, in silbergrauem Ton, was zu dem durchsichtigen Gesicht, den blauen Augen und dem hellen Kleid wunderbar stand. Ich konnte mich kaum trennen von dem Bilde, in dem das ganze Raffinement des vorrevolutionären Frankreichs, eine echte aristokratische Kultur mit einem leichten Anflug von Verwesung verkörpert war.

Fein, daß Sie Engels Bauernkrieg lesen. Haben Sie den Zimmermannschen schon durch? Engels gibt eigentlich keine Geschichte, sondern bloß eine kritische Philosophie des Bauernkrieges; das nahrhafte Fleisch der Tatsachen gibt Zimmermann. Wenn ich in Württemberg durch die schlaftrigen Dörfer, zwischen den duftenden Misthaufen fahre und die

zischenden Gänse mit langen Hälsen unwillig dem Auto weichen, während die hoffnungsvolle Dorfjugend einem Schimpfworte nachruft, kann ich mir nie vorstellen, daß einmal in denselben Dörfern Weltgeschichte mit dröhndem Schritt ging und dramatische Gestalten sich tummelten.

Ich lese zur Erholung die geologische Geschichte Deutschlands. Denken Sie, daß man in Tonplatten aus der algonkischen Periode, das heißt aus der ältesten Zeit der Erdgeschichte, bevor noch jegliche Spur organischen Lebens war, also vor ungezählten Jahrmillionen, daß man in solchen Platten in Schweden Abdrücke von Tropfen eines kurzen Platgregens findet! Wie auf mich dieser ferne Gruß der Urzeiten magisch wirkt, kann ich Ihnen nicht sagen. Nichts lese ich mit solcher Spannung wie Geologie.

Zur Frau v. Stein übrigens, bei aller Pietät für Ihre Efeublätter, Gott straf' mich, aber sie war eine Kuh. Sie hat sich nämlich, als Goethe ihr den Laufpaß gab, wie eine keifende Waschfrau benommen, und ich bleibe dabei, daß der Charakter einer Frau sich zeigt, nicht wo die Liebe beginnt, sondern wo sie endet. Von allen Dulcineen Goethes gefällt mir auch nur die feine, zurückhaltende Marianne v. Willemer, die „Suleika“ des Westöstlichen Divans. — Ich bin heilfroh, daß Sie sich erholen, Sie hatten es nötig! Mir geht es sehr gut.

Herzliche Grüße

Ihre

R. L.

ANHANG

1.

Undatiert.

Vermutlich aus der Schweiz 1908.

An Luise Kautsky.

Liebste Luise, ich habe mich furchtbar gefreut, daß Du die Revue so fein geschrieben hast, L.¹ gehört nicht zu denen, die Komplimente sagen, ohne an sie zu glauben. Ich erwartete übrigens nicht anderes.

Die Karte von Trotski war leider für Pr.² und zwar in einer dringenden Angelegenheit, nun ist's vorbei. Schicke sie ihm, denn ich weiß seine Adresse nicht auswendig.

Gestern haben wir einen wundervollen Marsch von vier Stunden durch eine Schlucht gemacht, Karl hat die ganze Zeit gesungen und fühlte sich sehr wohl. Jetzt ist es wieder etwas trüb, morgen der letzte Tag.

Viele Küsse Deine R.

2.

Nachschrift zu einem Brief von Luise Kautsky an Minna Kautsky in Wien, Berlin, 23. April 1901.

Natürlich benutze ich die Gelegenheit, um Ihnen ein Dutzend herzliche Grüße zu schicken. Hier ist jetzt herrliches Wetter

¹ Vermutlich Leo (Jogiches). B. K.

² Ich nehme an, daß es sich um eine Abkürzung des Titels der von Rosa Luxemburg und Jogiches herausgegebenen Zeitschrift „Przeglad Socjaldemokratyczny“ handelt, an der Trotski mitarbeitete und für die Luise Kautsky die Zeitschriftenrevue besorgte. (Diesen Hinweis verdanke ich Frau Dr. N. Moszkowska.) B. K.

INHALT

Vorwort des Herausgebers	5
Briefe an:	
Konrad Haenisch	23
Arthur Stadthagen	31
Emanuel und Mathilde Wurm	41
Camille Huysmans	67
Hans Diefenbach	71
Anhang	133
Marta Rosenbaum	137
Adolf Geck	171
Gertrud Zlottko	175
Unbekannte Adressatin	193
Anhang	197
Bruchstück einer Autobiographie Luise Kautskys . . .	202
Rosa Luxemburg: Eine biographische Skizze	207